Die weißen Rosen.

Von

J. Satori-Neumann.

Erster Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1852.

Die weißen Rosen.

Erster Theil.

Etwa zehn Meilen von der Stadt Saumur in der ehemaligen Provinz Anjou, in der öfter in der Geschichte von Frankreich genannten und berühmten Vendee, befand sich in einer anmuthigen Gegend, jedoch ziemlich einsam gelegen, das Schloß der Grafen von Saint-Croix, das auch ihren Namen führte.

Wenn die Gräuel der früher dort im Lande lange fortgesetzten Kriege, wo Brüder gegen Brüder kämpften, es nicht ganz zerstört haben, so mag es wohl noch jetzt zu finden sein, oder es sind doch wenigstens die Ruinen davon vorhanden.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wurde dieses Schloß von der Wittwe des zuletzt gestorbenen Grafen von Saint-Croix bewohnt, der keinen männlichen Erben, sondern nur eine Tochter hinterlassen hatte, welche nun begreiflicherweise den Inbegriff alles Glück für ihre Mutter ausmachte.

Man sah es dem Schlosse Saint-Croix an, daß es manchem der bedrohenden Stürme, die es vernichten wollten, Trotz geboten, denn die Zeit hatte es schon grau gefärbt; es war um von einer Familie bewohnt zu werden, unverhältnißmäßig groß erbaut, und die hohen Fenster hatten nur kleine Scheiben.

Man wußte, daß Leontine, die Tochter der Gräfin von Saint-Croix, künftig keine besonders große Mitgift zu erwarten hatte, aber es bewarben sich dennoch mehrere in der Provinz wohnende, sehr angesehene, mitunter sehr reiche, junge Männer um ihre Hand.

Sie gehörten sämmtlich zur ersten Aristokratie, waren von einem angenehmen Aeußeren und liebenswürdig in ihrem Umgange.

Sie konnten mit Sicherheit bei jeder reicheren Erbin eine willkommene Aufnahme finden, aber sie zogen Leontinen Allen vor, denn diese war nicht nur schön und angenehm in ihrem Umgange, sondern sie besaß einen besonders guten Charakter und eine vorherrschende Sanftmuth in ihrem ganzen Wesen, die ihr schnell alle Herzen gewann.

Indessen könnte sie sich nicht dazu entschließen, eine Wahl zu treffen, und gab als Grund davon an, daß es ihr unmöglich sei, sich von ihrer Mutter zu trennen, die ihrerseits auch wieder nicht das Schloß Saint-Croix verlassen wollte, um für immer an einem anderen Orte zu leben.

Ihr Gemahl hatte mit Leib und Seele fest an dem Stammschlosse seines Geschlechtes gehangen, und würde es für ein Verbrechen gehalten haben, es freiwillig auf längere Zeit zu verlassen oder es gar für immer nicht mehr zu bewohnen. Nur die dringendste Nothwendigkeit, um die Pflichten gegen den König und gegen sein Vaterland zu erfüllen, hatte ihn dazu bewegen können, sich von seinem Geburtsorte zu entfernen, denn er war ein tapferer Krieger. Aber sobald er diese Verpflichtung erfüllt hatte, beeilte er sich jedesmal wieder nach Saint-Croix zu kommen, wohin ihm dann die Liebe und Achtung seiner Nation folgte, der er einen Sieg hatte erkämpfen helfen.

Niemals sah man ihn sonst so heiter gestimmt, als im Umgange mit seiner Gemahlin und einem ihm von ganzen Herzen ergebenen Freunde.

Es war dieses der Doktor Granville, der nicht weit von dem Schlosse Saint-Croix sich von seinen früheren Ersparnissen eine kleine ländliche Besitzung gekauft hatte.

In Saumur, seinem früheren Aufenthaltsorte, wo er nur in der letzten Zeit seine große Praxis als berühmter Arzt aufgegeben, behauptete man, daß es nur deshalb geschehen sei, um in der Nähe des Grafen von Saint-Croix zu leben, mit dem er schon früher ein festes Freundschaftsbündniß geschlossen, ihn auch auf einigen weiten Reisen begleitet hatte.

Der Graf beschwor ihn damals schon, künftig, wenn er sich in Ruhe setze, ganz zu ihm zu ziehen, weil sein Schloß ohnedies mehr als zur Hälfte unbenutzt stand. Allein der Sonderling ließ sich nicht dazu überreden, obgleich dieses so herzlich gemachte Anerbieten einen höchst angenehmen Eindruck bei ihm erweckt hatte.

Die Benennung Sonderling verdiente er allerdings, und wollte man ihn überhaupt richtig beurtheilen, so mußte man eingestehen, daß sein Charakter einem kostbaren Edelsteine oder einer solchen Perle glich, welche von einer harten Schale eingeschlossen war, die er nur den Blicken derer öffnete, welchen er besonders wohlwollte.

Dieser gab es jedoch nicht Viele; denn er mußte ihre Redlichkeit und ihre Freundschaft für ihn, überhaupt alle guten Eigenschaften ihres Charakters erst in verschiedenen Fällen erprobt haben. Dann jedoch ließ er wohl sein Leben für sie, und es fiel ihm kein Opfer zu schwer, um es für ihr Wohl zu bringen.

Zu diesen wenigen Personen, die sich in gegenseitiger Achtung und Freundschaft mit ihm verbanden, gehörte auch der Graf von Saint-Croix nebst dessen Familie, und oft forderte der Graf wiederholt ihn auf, dieser zu der Zeit, wenn er etwa früher als er die Erde verlassen sollte, seinen Beistand nicht zu versagen, und hielt sich davon überzeugt, daß er sie so sorgfältig wie sein eigenes Glück behüten würde.

Als es bekannt wurde, daß der Doktor Granville seine Praxis aufgeben wollte, drängten sich mehrere der vornehmeren und reicheren Bewohner der Umgegend an ihn, um ihn dazu zu bewegen, daß er sie wenigstens von der Regel ausnehme. Aber er gab seine Zusage nur für besondere Fälle, womit sie sich jedoch ungern begnügten, weil seine große Geschicklichkeit als Arzt weit und breit bekannt war.

Merkwürdigerweise aber versagte er seinen Beistand niemals ganz armen Leuten und ließ es nicht einmal dabei bewenden, sondern beköstigte sie auch noch gewöhnlich, schickte ihnen Wein und andere Stärkungsmittel zu und würde es vorgezogen haben, selbst keinen zu trinken, als ihn der leidenden Armuth bei nöthigen Fällen zu entziehen.

Für sich selbst hatte er nur wenige und nicht kostbare Bedürfnisse zu befriedigen, denn er war unverheirathet, und sein ganzer Hausstand schloß außer ihm nur noch eine einzige Person ein.

Das war ein ihm treu ergebener Diener, und nur er durfte die Schwelle seines Zimmers jemals übertreten. Dieser versah die Stelle eines Koches, einer Wirthin, Aufwärterin und Reinmacherin, Alles in einer Person in seinem Hause.

Man hätte nun denken mögen, daß es der Doktor im Punkte der Ordnung und Sauberkeit nicht allzu genau nahm, wie es bei manchem alten Junggesellen

der Fall ist; daß er nicht sonderlich viel auf gutes Essen und auf seinen Anzug, am allerwenigsten auf eine elegante Umgebung hielt.

Indessen fand man bei ihm von alledem das Gegentheil, und besonders herrschte in allen Stücken eine beinahe übertriebene Ordnung in seinem Hauswesen, denn Lorenz konnte selbst keine Spur von Staub auf einem Möbel dulden; er hatte in einer Pariser Garküche ersten Ranges kochen gelernt und beschäftigte sich den ganzen Tag damit, die pünktlichste Ordnung in der Umgebung seines Herrn zu unterhalten.

Von allen Anerbieten, welche ihm die Gräfin von Saint-Croix machte, um ihm Bequemlichkeit fürs Leben zu verschaffen, nahm der Doktor nur das an, sich seine Wäsche im Schlosse reinigen zu lassen, weil sein getreuer Lorenz nicht im Stande war, das Geschäft zu verrichten, und er sich deshalb weiblicher Hülfe hätte bedienen müssen, wenn die Gräfin nicht so gütig gewesen wäre, diesem Uebelstande abzuhelfen, indem sie ihrer Dienerschaft die nöthigen Befehle ertheilte.

Man konnte, wenn die Rede darauf kam, wer von Beiden, der Doktor oder sein Diener, bei dem, was in dem Hause des Ersteren geschah, die erste Stimme hatte, nie recht einig werden, denn manches Zeichen deutete darauf hin, daß Lorenz seinem Herrn, damit vorangieng, wenigstens wurde es im Schlosse behauptet, obgleich man da ebenso wenig, wie sonst wo, die obwaltenden

Umstände genau wußte, da nur der Graf zuweilen seinen Freund besuchte. Indessen soviel wurde doch von ihnen bekannt, daß sie in der größten Einigkeit zusammenlebten, und daß der Herr, wie der Diener, ihr Leben nicht geschont hätten, um das des Andern zu erhalten.

Diejenigen, welche die früheren Verhältnisse des Doktors kannten, wollten behaupten, daß er ein junges Mädchen, seine erste Liebe, durch den Tod verloren habe und darum so ein Sonderling geworden sei. Andere dagegen versicherten, daß sein Herz durch die Untreue seiner Geliebten tief verletzt worden sei und daß er deshalb das weibliche Geschlecht gern von sich fern halte; auch davon nur eine Ausnahme bei der Gräfin von Saint-Croix gelten lasse, die ihres Alters und ihrer Sittenreinheitwegen über jeder Verläumdung stand und darum keine üble Auslegung zu befürchten brauchte.

Seine Zeit hatte der Doktor in der Art eingetheilt, daß er am Morgen seine armen Patienten in der Nachbarschaft seines Grundstückes besuchte oder, wenn es nicht nöthig war, seine wissenschaftlichen Studien fortsetzte; oder andere Bücher las, oder sich mit der Zucht von Blumen beschäftigte, deren er eine Menge in seinem kleinen Garten heranzog.

So lange dies geschah, wandelte er in einer nach seinem Geschmacke gewählten Morgenkleidung, die an frühere Jahrhunderte erinnerte, und welche aus einem weitfaltigen Ueberrocke von weißer Farbe, einem breiten Gurte, oder besser gesagt, einer Schärpe mit lang herunterhängenden Enden von grünem Seidenzeug um den Leib und einer Schlafmütze, mit hoch aufstehendem Zipfel mit Troddeln versehen, auf dem Kopfe bestand, herum.

Besonders diese Schlafmütze, von weißer Baumwolle gestrickt, gab ihm ein wahrhaft possirliches Aussehen, das nicht mit seinem ernsten Wesen übereinstimmte. Er aß, wenn er von seinen Krankenbesuchen oder einem Spaziergange heimkam, gemächlich das von seinem Diener indessen bereitete Mittagsbrod, legte sich dann, um zu schlafen, auf sein dazu bequem eingerichtetes Kanapee von unförmlicher Größe und begab sich endlich, wenn die Sonne schon im Sinken begriffen war, nach dem Schlosse.

Dort spielte er mit seinem Freunde, dem Grafen von Saint-Croix, Schach, oder sie lasen sich abwechselnd die Zeitungen vor und unterhielten sich gemeinschaftlich über verschiedene Gegenstände, wozu ihnen der Stoff niemals mangelte.

Auch die Gräfin gesellte sich ihnen beinahe immer zu, und wenn der Doktor einen Tag vergeblich auf sich warten ließ, so fühlten sich die beiden Gatten beunru-

higt, denn sie konnten dann annehmen, daß ihn Unwohlsein von seinem Besuche abhielt.

Dann wurde gewöhnlich gleich ein Diener abgeschickt, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, oder der Graf ging selbst zu ihm, um sich zu überzeugen, was für eine Ursache ihn abgehalten hatte, nach dem Schlosse zu kommen, denn er ließ sich niemals entschuldigen; dies gehörte mit zu den vielen Eigenheiten, die er besaß.

Als Leontine heranwuchs, theilten sich drei Personen in ihren Unterricht: ihr Vater, der Doktor und der Pfarrer des Kirchsprengels, zu dem die Besitzung Saint-Croix gehörte. Die Gräfin aber und deren Kammerfrau Susanne unterrichteten sie in Handarbeiten, und ihre Erziehung fand mithin keinen Tadel.

Weil jedoch kein häusliches Glück — überhaupt auch keines anderer Art nach einem weisen Plane des Schöpfers ununterbrochen durch irgend ein Leid lange fortbestehen kann, so zeigte sich auch der Beweis davon unter diesen von Charakter so überaus guten Menschen.

Eines Abends, als der Doktor eben in aller Gemächlichkeit seinen Gang nach dem Schlosse angetreten hatte, kam ihm ein von dort abgeschickter Diener entgegen, dem bald ein zweiter, dann ein dritter folgte, um ihn zu möglichster Eile anzutreiben, denn der Graf war

plötzlich sehr schwer erkrankt und auch schon seiner Besinnung nicht mehr mächtig.

Der Doktor hatte die Gewohnheit, immer das Instrument bei sich zu tragen, welches zu einem Aderlaß diente, und wie gut diese Vorsicht war, hatte er schon öfters im Leben erfahren. Er brauchte sich also auch gegenwärtig nicht nach Hause zu begeben, sondern stürzte gleichsam nach dem Schlosse hin.

Man hatte den schwer Erkrankten auf sein Bett getragen; der Doktor öffnete ihm eine Ader, weil er sich überzeugt hatte, daß ihn der Schlag getroffen habe, und nachdem der Graf sich wieder so weit erholt hatte, daß er sprechen konnte, ließ er die Dienerschaft sich entfernen.

Darauf empfahl er seine Gemahlin und Tochter dem Doktor angelegentlichst, forderte ihn auf, sie wie seine nahen Verwandten zu betrachten, und ermahnte Beide, bei jeder Gelegenheit nur nach dem Rathe seines Freundes zu handeln, wie er es von jeher gethan und sich dabei stets wohl befunden habe.

Seine Kräfte zeigten sich beinahe erschöpft, weshalb er erst nach einer langen Pause fortzufahren vermochte:

„Wir haben einander so geliebt, wie Brüder es nicht anders können. Niemals hat uns ein Mißverständniß entzweit, viel weniger noch ein wirklicher Zwist, und so muß es auch künftig unter Euch, Ihr Lieben, nach

meinem Tode bleiben. Du aber, meine theure Adelheid, verlaß dieses Schloß ja nicht für immer, denn es es ist Dir bekannt, welchen großen Werth ich von jeher auf diese Wiege meiner Vorfahren gelegt habe.

„Noch Eins hätte ich Euch zu sagen," setzte er nach einer langen Pause der Erschöpfung hinzu, „aber ich würde damit nicht zu Ende kommen und muß Euch darum auf einen schriftlichen Aufsatz verweisen, den Ihr in meinem Schreibtische finden werdet, wohin ich ihn zu diesem Zwecke gelegt habe. Leset den Inhalt dieses Papiers gemeinschaftlich."

Darauf kehrte er sich zu seiner Gattin und wiederholte noch kurz die vorhin schon an sie gerichtete Bitte, worauf sie ihm unter Thränen das Versprechen gab, das Schloß Saint-Croix nicht für immer zu verlassen.

Von jetzt an ruhte sein Blick nur noch mit einem Ausdrucke von großer Liebe auf den sein Bett Umstehenden, bis er plötzlich, noch matter geworden, die Augen schloß und wenige Minuten darauf mit einem letzten Seufzer von ihnen schied.

Die Gräfin von Saint-Croix gehörte nicht zu den Frauen, welche einen großen Herzensschmerz durch laute Klagen kund gaben. Sie konnte jetzt, da er ihr Inneres am meisten erfüllte, nicht einmal mehr weinen. Aber die Blässe, welche ihr Angesicht überflogen hatte, und das unwillkürliche Zittern ihres ganzen Körpers be-

wies, was sie litt, nur drückte sie sich darüber nicht durch Worte aus.

Auch der Doktor stand schweigsam neben der Leiche seines Freundes, dessen Hand er fest umschlossen hielt, und man sah ihm an, daß er alle Kraft seines Geistes anwenden mußte, um das Gefühl seines Herzens zu bekämpfen, mit dem er den Dahingeschiedenen betrachtete.

Endlich mußte sich die Gräfin neben dem Bette ihres Gemahls, von den Armen ihrer im Stillen weinenden Tochter umschlungen, niederlassen, denn es schien jede Körperkraft von ihr weichen zu wollen.

Die Hände wie zum Gebet gefaltet, saß sie nun da, und nur zuweilen legte sie eine davon auf ihr Herz; vielleicht glaubte sie dadurch ein wenig den krampfhaften Schmerz desselben zu vermindern.

Endlich sank aber Leontine vor ihr auf die Knie nieder und beschwor sie bei dem Andenken des Dahingeschiedenen, sich ihr am Leben zu erhalten, denn es erfüllte sie plötzlich der Gedanke mit Entsetzen, daß übermäßiger Kummer und Schmerz um den Gestorbenen ihr auch wohl noch die Mutter rauben könnte.

Der Doktor ermannte sich, um ihren Bitten und Vorstellungen beizutreten, und auf sein dringendes Verlangen verließ die Gräfin nun das Zimmer.

Die darauf folgenden Tage vergingen den Bewohnern des Schlosses Saint-Croix mit Vorbereitungen zur Beisetzung der Leiche des Grafen in die Familien-

gruft seiner Vorfahren, welche sich unter der Schloß-kapelle befand.

Es wurde unter Allen, die sich damit beschäftigten, wenig gesprochen, aber desto lebhafter waren ihre Gedanken mit dem Gegenstande ihrer Betrübniß verbunden.

In die Familiengruft der Grafen von Saint-Croix gelangte man vermittelst einer Treppe, welche durch eine Fallthüre, die verschlossen gehalten wurde, verdeckt und auf dem Fußboden der Sakristei der Kapelle dicht neben dieser befindlich war.

Die sämmtlichen Bewohner des Schlosses, der biedere Doktor Granville und dessen treuer Diener Lorenz begleiteten den Sarg des Letzten aus dem Geschlechte der Grafen von Saint-Croix zu seiner Ruhestätte. Sie und der Pfarrer ihres Kirchsprengels, sonst kein Fremder, denn der Verstorbene hatte es bei seinem Leben nicht anders gewünscht.

Die Gräfin fühlte sich tief bewegt durch die Rede, welche der Geistliche am Sarge ihres Gatten hielt, und woraus seine innige Liebe zu diesem hervorleuchtete.

Sie mußte sich daher gleich nach dem Trauergottesdienste, der später folgte, hinauf in ihre Zimmer begeben, wo sie in einen Sessel sank und nun zum ersten Male nach dem Tode ihres Gemahls Thränen zu vergießen vermochte, für welche Wohlthat sie Gott dankte.

Aber nun weinte sie auch heftig und lange, bis

sie in eine Art von Betäubung sank, welche ihren Schmerz etwas verminderte.

Nur Leontine bewachte den Halbschlummer ihrer Mutter, während sich der Doktor und Susanne unten bei der Dienerschaft aufhielten, um diese nach der damaligen Landessitte zu bewirthen, weil auch noch die Landleute aus der nächsten Umgebung des Schlosses Saint-Croix dazu gekommen waren, um an dem sogenannten Trauermahle Theil zu nehmen, bei welchem es jetzt nur leidlich still zuging, indem diese Leute sämmtlich den Verstorbenen sehr geliebt hatten.

Allein dennoch fand es der Doktor zweckmäßig, bei ihnen zu verweilen, nachdem die Krüge, mit Wein gefüllt, erst leer zu werden anfingen, bis sich diese Leute endlich aus dem Schlosse entfernten; Manche von ihnen mit schwerem Kopfe; worauf er erst Nachfrage hielt, wie sich die Gräfin befand, und durch die empfangene Antwort beruhigt, sich darauf gleichfalls nach Hause begab.

Als der Doktor nur eben das Schloß verlassen hatte, sah er einen jungen und schönen Offizier, der seinen Reisewagen verließ und die Absicht zu haben schien, sich dorthin zu begeben, wo in diesem Augenblicke sein Besuch nicht willkommen sein konnte und wahrscheinlich nicht einmal angenommen wurde.

Der Doktor blieb stehen, um den Fremden zu erwarten, der ihn höflich grüßte und darauf zu ihm sagte:

„Entschuldigen Sie gütigst, daß ich Sie mit der Frage belästige, ob dieses Schloß, wie man mir zugesichert hat, dem Herrn Grafen von Saint-Croix gehört, und wenn es so ist, ob ich ihn wohl zu Hause finde?"

„Dieses Schloß gehört gegenwärtig der Frau Gräfin von Saint-Croix," antwortete der Doktor mit einem Tone, aus welchem man wahrnehmen konnte, daß er sich in trüber Stimmung befand, während er hinzusetzte: „und in seinem Hause ist er gleichfalls. Aber es ist eng und wir werden einmal ein gleiches finden. Er ruht bereits im Sarge, in der Familiengruft seiner Vorfahren."

„Also todt, wirklich todt ist der Freund meines Vaters?" sagte der Offizier, und sein Ton verrieth Theilnahme.

„Er ist heute beigesetzt worden," erwiederte der Doktor, „doch — erlauben Sie mir die Gegenfrage: mit wem habe ich die Ehre zu sprechen? Und wollen Sie nicht die Güte haben, mir das in meiner hier in der Nähe befindlichen Wohnung zu sagen, wo es für Sie bequemer geschehen kann, als im Stehen auf der Straße?"

„Mit Vergnügen werde ich Ihren Vorschlag an-

nehmen,“ versetzte der Offizier, „wenn Sie es mir erlauben.“

„Und Ihren Wagen lassen Sie uns folgen,“ sagte der Doktor schon im Weitergehen, indem ihm der Fremde folgte und auch dem Postillon den Befehl dazu gab.

Während sie den kurzen Weg nach der Wohnung des Doktors zurücklegten, erzählte dieser von den letzten Lebensstunden des Verstorbenen und von dem Schmerze seiner Hinterbliebenen über ihren unersetzlichen Verlust.

Der Diener des Doktors war daran gewöhnt, daß sein Herr größtentheils nur durch Zeichen mit ihm sprach.

Er verstand also gleich nach ihrem Eintritte in das Haus, was die zu bedeuten hatten, welche ihm befahlen, daß er eine Flasche Wein aus dem Keller holen sollte, und dazu etwas Braten.

Indem er ihnen Folge leistete, rückte der Doktor dem Fremden einen Stuhl zurecht und nahm ihm gegenüber Platz, worauf der Offizier fragte:

„Haben Sie vielleicht dem Verstorbenen den Namen Beaulieu aussprechen hören?“

„O, sehr oft,“ versicherte der Doktor, „und nicht nur das, ich kenne auch einen Biedermann, der sich Franz von Beaulieu nennt.“

„Finden Sie mit ihm und mir nicht einige Aehnlichkeit?“ fragte der Fremde.

Der Doktor betrachtete ihn aufmerksamer, wobei er ausrief:

„Ja, wahrhaftig — nicht einige, sondern eine frappante Aehnlichkeit. Sie müssen der Sohn des Majors von Beaulieu sein.“

„Der vor einiger Zeit Obrist geworden ist,“ sagte der Fremde lächelnd, „und sich freuen wird, wenn er erfährt, daß Sie seiner mit solcher Theilnahme gedenken. Ich werde es meinem Vater erzählen, sobald mir nur erst Ihr Name bekannt geworden ist.“

„Gewiß erinnere ich mich seiner mit aufrichtiger Hochachtung, und das sagen Sie ihm in meinem Namen; der aber ist Bernhard Granville.

„O, dann sind Sie mir auch nicht fremd,“ versicherte der Offizier, „denn mein Vater hat mir sehr oft von Ihnen erzählt.“

„Er war ein Jugendfreund des Grafen von Saint-Croix. Sie traten bei einem Regimente ein, theilten eine Wohnung, sowie später auch die Gefahren bei verschiedenen Feldzügen und liebten einander wie Brüder. Eine Verwundung machte es unmöglich, daß der Graf weiter dienen konnte. Er nahm demnach seinen Abschied und zog sich hier auf den Stammsitz seines Geschlechts zurück und beredete auch mich, daß ich meine Praxis in Saumur als Regimentsarzt niederlegen und ihm hierher in diese Gegend folgen sollte, wo wir die glücklichsten Tage unseres Lebens verlebten. Später

2*

kam auch Ihr Vater einige Male auf Urlaub hierher und verweilte mehrere Monate im Schlosse Saint-Croix. Das war eine Freude für uns; doch sie wiederholte sich leider nicht mehr, nachdem er Major geworden war, und zwar bei der Garde des Königs. Das aber wäre ihm nicht zur Last zu legen gewesen, wenn er uns nur öfter geschrieben hätte; aber Ihnen im Vertrauen gesagt, denn sein Sohn darf es nicht hören, der Herr Major, — Obrist, wollte ich sagen, ist ein Faulpelz geworden, der, ich muß es beinahe glauben, das Schreiben schon verlernt hat, und so ist es denn gekommen, daß wir seit manchem Jahre keine Nachricht von ihm erhalten, mithin auch von seinen Weiterbeförderungen bei seinem Regimente Nichts gehört haben."

„O, er hat Sie Beide trotzdem aufrichtig lieb behalten," versicherte der Lieutenant Beaulieu, „und ich bin überzeugt, daß ihn die Nachricht von dem Tode seines Jugendfreundes und Waffenbruders schmerzlich betrüben wird."

„Aber verzeihen Sie meine Neugierde: führte Sie nur der Wunsch, den Freund Ihres Vaters persönlich kennen zu lernen, in diese Gegend?" fragte der Doktor, indem er den Lieutenant zum Trinken nöthigte.

„Größtentheils," antwortete Herr von Beaulieu, „denn ich hätte auf einem näheren Wege nach Saumur kommen können, wohin ich mich als Beurlaubter begebe, um dort eine Erbschaft in Empfang zu nehmen."

„Und Sie stehen beim Regiment, das Ihr Herr Vater kommandirt?“ fragte der Doktor weiter.

„Nein,“ antwortete Herr von Beaulieu, „bei der Nobelgarde des Königs, die nur den Dienst um seine Person versieht, dem mein Vater einmal auf einer Parforcejagd das Leben gerettet hat, weshalb er sich dankbar bezeigen wollte und mir diese Stelle anvertraute.“

„Ach, wie leid thut es mir, daß die Gräfin von Saint-Croix —“

„Gott bewahre, daß ich mich unterstehen sollte, ihr durch meine Gegenwart lästig zu fallen,“ unterbrach Herr von Beaulieu den Doktor, „nein, davon kann unter den obwaltenden Umständen nicht die Rede sein.“

„Jedenfalls aber muß es die Gräfin doch wissen, daß Sie hier sind,“ sagte der Doktor, „denn ich kann es ja doch nicht errathen, ob sie nicht trotz ihres Kummers dennoch den Sohn eines geliebten Freundes ihres verstorbenen Gatten sprechen will. Erlauben Sie mir also einen Vorschlag. Wenn Sie den Grafen von Saint-Croix noch am Leben gefunden und dieser seine Freude, Sie bei sich zu sehen, recht lebhaft gezeigt hätte, dann wären Sie doch einige Tage hier geblieben. Ist es nicht so?“

„Allerdings würde ich sechs, auch wohl acht Tage hier zugebracht haben,“ gab Herr von Beaulieu zur Antwort.

„Nun“, fuhr der Doktor fort, „so lange Zeit wid-

men Sie mir, da ich doch gleichfalls ein Recht dazu habe, dies zu beanspruchen, indem ich der Freund Ihres Herrn Vaters bin, und was nur irgend in meinen Kräften steht, werde ich aufbieten, um die Langeweile von Ihnen zu verscheuchen. Da aber die Gegend hier ungemein viele Reize hat, so wird das kleine Opfer, das Sie mir bringen, Sie hoffentlich dafür entschädigen. Ich werde dann wohl indessen Gelegenheit finden, mit der Gräfin von Ihrer Anwesenheit in meinem Hause zu sprechen. Sind Sie mit diesem Vorschlage zufrieden?"

„Vollkommen," antwortete Herr von Beaulieu.

„Gut," versetzte der Doktor, „so lassen wir Ihre Sachen aus dem Wagen in das für Sie bestimmte Zimmer bringen, diesen unter ein Obdach und schicken die Postpferde zurück nach der nächsten Station."

Nach diesen Worten gab er Lorenz dazu die nöthigen Befehle, und die Anwesenheit des Herrn von Beaulieu in seinem Hause verminderte etwas seinen Schmerz über den erlittenen Verlust.

Der biedere Granville hielt redlich Wort, indem er täglich mit seinem Gaste ausfuhr und alles Mögliche that, ihm den Aufenthalt in seinem Hause angenehm zu machen. Aber er konnte es nicht wagen, mit der Grä-

fin über ihn zu sprechen, weil er befürchtete, sie möchte dann mit bestimmten Worten seinen Besuch ablehnen, indem sich ihr Schmerz über das Hinscheiden ihres Gemahls nicht verminderte, im Gegentheil sie so beherrschte, daß sie sogar den Doktor entweder gar nicht vor sich kommen ließ oder doch ihn nur auf Augenblicke über ihr Befinden sprach, worauf sie jedoch gleich wieder allein zu sein begehrte.

Herr von Beaulieu wollte demnach endlich abreisen, ohne vorher die Gräfin gesprochen zu haben; der Doktor aber hatte ihn so liebgewonnen, daß er es nicht zugab und ihn mit Bitten bestürmte, doch wenigstens noch einige Tage zu verweilen, was er denn auch versprach.

Am folgenden Morgen erhielt der Doktor eine Nachricht, die ihn auf einige Stunden vom Hause entfernte.

Es war nämlich ein alter armer Mann plötzlich schwer erkrankt, dem er besonders gewogen war, und in dessen Wohnung, welche eine Meile von der seinigen entfernt war, wollte er sich begeben, nicht nur, um ihm als Arzt Beistand zu leisten, sondern ihm auch zweckmäßige Nahrungsmittel zu bringen, wie es in den meisten Fällen seine Art war, weshalb er auch nicht nur in der nächsten Umgebung des Schlosses Saint-Croix, sondern auch im weitern Umkreise von den Landleuten

wie ein Vater geliebt wurde, ebenso, wie man die Gräfin ihrer Wohlthätigkeit wegen wie eine Heilige verehrte.

Er bat seinen Gast um Entschuldigung, indem er ihn verlassen müsse, und dieser nahm sich vor, einstweilen einen Spaziergang zu machen.

Während er aber diesen Plan ausführte, kam er auch an dem Garten vorüber, der zu dem Schlosse Saint-Croix gehörte und sich hinter demselben weit fort bis zu einem Wäldchen hinschlängelte, in dem man bei heißer Witterung erquickende Kühle, sowie viel Hasen und Rehe fand, wovon die letzteren so zahm waren, daß sie dem Grafen von Saint-Croix, dem sie dadurch Vergnügen bereiteten, das Futter aus der Hand fraßen, überhaupt sich auch anderen Personen gern näherten, weshalb er es nicht litt, daß man in diesem Wäldchen jagte.

Herr von Beaulieu hatte davon gehört, und indem er sich nun noch besser durch den Augenschein von der Wahrheit überzeugen wollte, kam dabei er an einer Thür vorüber, welche in den Garten des Schlosses führte.

Der Lehrling des Gärtners war, um Wasser zu schöpfen, nach einem in der Nähe befindlichen Landsee gegangen und hatte diese kleine Thür offen gelassen.

Diesen Umstand wünschte Herr von Beaulieu zu benutzen, um den Garten kennen zu lernen und glaubte, es geschehen daß könnte, ohne die Gräfin oder deren Tochter zu belästigen, weil er annahm, daß sie sich

Beide bei der noch frühen Tageszeit nicht im Freien ergehen würden.

Aber Leontine hatte in der Nacht bei ihrer Mutter gewacht und war eben in den Garten gegangen, um sich da zu erfrischen.

Diesen Zweck konnte sie jedoch nur unvollständig erreichen, weil sie sich schläfrig fühlte; weshalb sie in einer Laube auf einer Gartenbank Platz und hier eine liegende Stellung einnahm, worauf sie augenblicklich entschlummerte.

Herr von Beaulieu sah sie aus der Ferne liegen und verfügte sich vorsichtig ihr näher und an eine Stelle, wo er sie deutlich beobachten konnte, ohne, wenn sie erwachte, von ihr bemerkt zu werden.

Sein Blick wurzelte auf der anmuthigen Schläferin, denn so, wie er sie nun fand, hatte er sich Leontinen nicht vorgestellt, weshalb er auch lange zauderte, bevor er sich wieder aus ihrer Nähe entfernte, immer auf seinem Heimwege in Gedanken mit ihr beschäftigt und überlegend, ob er dem Doktor davon sagen sollte, daß er Leontinen gesehen habe.

Er nahm sich endlich vor es zu unterlassen, aber öfter die Rede auf sie zu bringen, als es sonst der Fall gewesen war, denn es dünkte ihm jetzt erwünscht, etwas Näheres über ihren Charakter und ihre Neigungen zu erfahren, indem er sich es vorstellen konnte, wie lieb es seiner Familie, besonders aber seinem Vater

wäre, wenn er später den Entschluß faßte, sich um die Hand des Fräuleins von Saint-Croix zu bewerben.

Herr von Beaulieu fand den Doktor schon wieder zurückgekehrt und führte noch desselben Tages seinen Vorsatz aus.

Bei dieser Gelegenheit verbreitete sich der Doktor über Leontinen und erging sich in ihrem Lobe, denn in seinen Augen erschien sie wie ein Engel, zu gut für diese Welt, aber er meinte zugleich, daß sich nicht so leicht eine recht passende Partie für sie finden würde, weil die Gräfin sehr zurückgezogen von der Welt lebe, Leontine darum keine Gelegenheit fände, junge Männer ihres Standes kennen zu lernen, und nicht die Absicht habe, ihre Mutter zu verlassen.

Noch desselben Tages wollte der Doktor im Schlosse von der Anwesenheit des Herrn von Beaulieu in seinem Hause sagen, weil dieser nicht mehr länger sich da aufhalten konnte, indem sein Urlaub schon zu Ende ging.

Er führte auch dieses Vorhaben aus, und die Gräfin würde es für ein Unrecht gegen ihren verstorbenen Gemahl gehalten haben, den Sohn seines Jugendfreundes abreisen zu lassen, ohne ihn bei sich zu empfangen. Sie ließ ihn also zu Tische bitten, so

schwer es ihr auch fiel, mit einem Fremden zusammen zu speisen.

Herr von Beaulieu fand nun Gelegenheit, Leontinen näher kennen zu lernen, und ihre allerdings ungewöhnliche Schönheit machte einen unauslöschbaren Eindruck auf sein Herz.

Gleich nach Tische begaben sie sich, begleitet von dem Doktor, hinab in den Garten, dessen Anlagen sie ihrem Gaste zeigen wollten, während die Gräfin Mittagsruhe hielt.

Leontinens Liebenswürdigkeit in der Unterhaltung bestärkte noch vollends den Vorsatz bei Herrn von Beaulieu, sie künftig dem ihrigen, ihre Mutter nicht zu verlassen, untreu zu machen, sobald sein Vater nur damit einverstanden sei, woran er keineswegs zweifelte.

Sein Abschied von den beiden Damen fiel ihm also sehr schwer, und er sagte ihnen darum am Abende bewegt Lebewohl; worauf er nur noch eine Nacht im Hause des Doktors zubrachte, der am folgenden Tag in aller Frühe, nachdem die Postpferde eingetroffen waren, seinen Wagen zu Pferd noch eine gute Strecke begleitete, und mit dem er sich indessen besonders viel von den Bewohnerinnen des Schlosses Saint-Croix unterhielt.

Auch Leontine begleitete Herrn von Beaulieu in Gedanken und gewann in der Folge den Doktor immer

lieber, weil er ebenso gern von dem Abwesenden sprach, wie sie ihm zuhörte.

Gleich nach seiner Ankunft in Paris ward Herr von Beaulieu Kapitän bei der Leibgarde des Königs und ermangelte nicht, dieses ihn ebenso überraschende, wie erfreuende Ereigniß, der Gräfin von Saint-Croix und dem Doktor Granville mitzutheilen, indem er ihnen noch dabei mit herzlichen Ausdrücken für ihre liebevolle Aufnahme dankte.

Die Gräfin befand sich, als sie dieses Schreiben erhielt, noch sehr unwohl, sie konnte mithin es selbst nicht beantworten und Herrn von Beaulieu, dem Vater und dessen Sohne Glück wünschen zu Armands Anstellung in der nächsten Umgebung des Königs, wie sie es doch für schicklich hielt, da auch der alte Herr ihr in so herzlichen Ausdrücken seine Theilnahme an ihrem Verluste bezeigt, nachdem er ihn durch Armand erfahren hatte.

Sie beauftragte mithin ihre Tochter damit, weil sie wußte, daß der Doktor, ein abgesagter Feind von allem Briefschreiben von jeher, er besonders in den letzten Jahren geworden war.

Herr von Beaulieu drückte die von Leontinen erhaltenen Zeilen an seine Lippen und entdeckte noch des-

selben Tages seinem Vater, daß er vorhabe, sich um die Hand der Tochter seines Jugendfreundes zu bewerben.

Diese Eröffnung ward von seinem Vater, der seit dem Tode seiner Gattin sein ganzes Glück nur in dem fand, das Armand zu Theil wurde, freudig aufgenommen, nur rieth er diesem an, erst das Ende des Trauerjahres abzuwarten, bevor er seinen Antrag vor die Gräfin bringe.

Dazu entschloß er sich nun zwar; allein dem Doktor theilte er doch im Vertrauen mit, wie es um sein Herz stand, und mit welcher Absicht er sich trug.

Der Doktor überwand seine Abneigung vor dem Briefschreiben und theilte ihm mit, daß er Armands Verfahren nur loben könnte, daß sich zwar gegenwärtig einige Heirathsanträge für Leontinen gefunden hätten, die sie jedoch sämmtlich zurückgewiesen habe, und daß er Armand schon einen Wink werde zukommen lassen, wenn es an der Zeit sei, sich um die Hand der liebenswürdigen Leontine zu bewerben.

Vielleicht hatte der Doktor gegen die Gräfin nicht ganz reinen Mund gehalten, und sie deshalb ihre Tochter nicht gedrängt, den Antrag einer ihrer Freier zu erhören. Genug, sie wurden abgewiesen, bis nach vollendetem Trauerjahr der Vater des Hauptmanns von Beaulieu an die Gräfin schrieb und für seinen Sohn um die Hand ihrer Tochter anhielt.

Sie antwortete ihm befriedigend, weshalb Beide

zu ihr reisten, wornach Armands Verlobung mit Leontinen schon nach wenigen Tagen im Schlosse Saint-Croix gefeiert wurde, denn da nun der Gewünschte gekommen war, vergaß sie ihren Vorsatz, die Gräfin, ihre Mutter nicht, zu verlassen; diese jedoch knüpfte an ihre Einwilligung die Bedingung, daß Leontine jährlich einige Wochen bei ihr zubringen müßte.

Darauf sagte sie noch dem Vater des Neuverlobten, daß, wenn der Himmel diesem Erben schenke, sie ihre Tochter verpflichte, dieses Ereigniß im Schlosse Saint-Croix abzuwarten, weil es die Wiege dieses Geschlechtes gewesen sei, zu dem sie nun halb auch das der Herren von Beaulieu zähle.

Begreiflicherweise durfte Leontine nicht zugegen sein, als sie dieses Versprechen ihrem künftigen Schwiegersohne und dessen Vater abforderte, und es auch von ihnen erhielt, indem sie eben unter dem Bilde des Aeltesten der Familie von Saint-Croix standen, welches sich oben an in dem sogenannten Ahnensaale des Schlosses befand.

Die Reise nach Paris war bedeutend weit, auch durften Vater und Sohn nicht darauf rechnen, bald wieder Urlaub dazu zu erhalten, besonders nicht der Letztere. Seine Hochzeit mußte also schon nach vierzehn Ta-

gen der Verlobung mit Leontinen folgen, und diese ihren Gatten darauf ungesäumt nach Paris begleiten.

Dieser Umstand betrübte die Gräfin ganz besonders, was sie jedoch zu verbergen suchte und nur dem Doktor Granville gestand. Er und Susanne, ihre vertraute Kammerfrau, aber sahen oftmals ihre heimlich vergossenen Thränen der Trennung von ihrer Tochter wegen fließen, die sie der in der letzten Zeit sich bei ihr entwickelnden Kränklichkeit wegen nicht begleiten konnte.

Hätte der Umstand sie aber auch wirklich nicht davon abgehalten, so wäre es doch nicht geschehen, denn sie behauptete, daß Neuvermählte sich einander einzig selbst im ersten Jahre ihrer Vereinigung überlassen bleiben müßten, um ihren Charakter und ihre Neigungen, ja auch ihre Schwächen gegenseitig recht kennen zu lernen, ohne die Beimischung eines Dritten.

Auch Leontine, die noch nicht einen Tag im Leben aus der gewohnten Umgebung sich entfernt, die ihre Mutter nach einer ihr süßen Gewohnheit an jedem Abende, bevor sie sich zur Ruhe begab, geküßt und gesegnet hatte, sie schied mit bitterem Schmerze von ihr, von der treuen Susanne und von dem Doktor, überhaupt von dem Schlosse Saint-Croix.

Ja sogar von der Dienerschaft ihrer Mutter sich zu trennen fiel ihr schwer, denn alle diese Leute hatten sie geliebt und sich bemüht, ihr zu gefallen, ihre Wünsche

zu befriedigen, kurz ihr nur Liebes und Gutes zu erzeigen.

Sie weinte also heftig, indem sie erst ihren Lieben und dann Allen, die sie zu diesem Zwecke umgaben, Lebewohl sagte, und ihre Mutter mußte sie mit sanfter Gewalt nach dem Reisewagen drängen, in welchem ihr Schwiegervater sie schon bereits erwartete, und wohinein sie nun von Herrn von Beaulieu gehoben wurde, der darauf schnell seiner Gatttin folgte.

Allein Leontine liebte ihn, und darum versiegten auch während ihrer Weiterreise die eben vergossenen Thränen.

Anders war es jedoch mit ihrer Mutter, die, nachdem ihre Tochter abgereist war, in ihrem Zimmer wieder angelangt, tief durch den Schmerz der Trennung erschüttert, Susannen in die Arme sank, indem eine Ohnmacht sie bedrohte.

Der Doktor hatte diesen Zustand vorhergesehen und war deshalb auf dem Schlosse geblieben, er konnte also auch die nöthigen Mittel zur Beruhigung der Gräfin anordnen, während er bis zum Abende bei ihr verweilte, um sie über Leontinens Abreise zu trösten.

Die Gräfin litt an Nervenschmerzen, die es ihr häufig unmöglich machten, sich von der Stelle fortzubewegen, wo sie den Tag über saß, nämlich einem sehr bequemen Lehnstuhle, gewöhnlich in der Nähe ein Fen-

sters, und bei eingetretener rauhe Jahreszeit neben dem Kamine, in welchem dann das Feuer nicht ausgehen durfte.

So aber kam es erst nach Leontinens Abreise nach Paris, als einige Wochen verflossen waren, und dieser Zustand veränderte sich in der Folge nicht mehr ganz zum Guten. Ja, im besten Falle konnte sie dann, auf Susannens Arm gestützt, bei ganz schöner Witterung nur hinab in den Garten schleichen, und außer dieser durfte Niemand sonst als der Doktor sich ihr nähern. Sogar Einzelne aus ihrer Dienerschaft nur auf Augenblicke, denn wie ihr Körper, litt gleichfalls ihr Gemüth, und ihre Stimmung ward täglich trüber.

Während sich Herr von Beaulieu und sein Vater im Schlosse Saint-Croix aufhielten, und ehe sie nach Paris kamen, hatte ein Freund von ihnen auf ihr Ersuchen, wie durch eine Zauberformel, ihr Palais nach dem neuesten Geschmacke und zugleich sehr kostbar einrichten lassen, was darum anging, weil er die dadurch verursachten Kosten nicht zu scheuen brauchte, wie man ihn beauftragt hatte.

Leontine stand also gleichsam erstarrt vor Erstaunen über das, was sie hier fand, denn so schön, so glänzend geschmückt, hatte sie sich ihre künftige Umgebung

nicht gedacht. Mit soviel Liebe zu ihrem Gatten im Herzen und von solchen Zeichen des Reichthums umgeben, hielt sie eine Vermehrung ihres Glückes für unmöglich.

Herr von Beaulieu stellte seine Gattin bald nach ihrer Ankunft in Paris der Königin vor, und Leontine fand in solchem Grade bei dieser Beifall, daß sie die junge Frau täglich um sich zu sehen begehrte, und sie zu dem Zwecke — eine Ehre, die sonst nur älteren Personen zu Theil wurde, zu ihrer Pallastdame ernannte.

Auch Frau von Beaulieu fühlte sich ungemein zu dieser liebenswürdigen Fürstin hingezogen, und dem Beispiele ihres Schwiegervaters besonders folgend, denn ihr Gemahl sah es weniger gern, daß sie so oft bei Hofe erscheinen mußte, wußte Leontine jede ihr wiederfahrene Ehre der Art nach ihrem Werthe zu schätzen; obgleich eben ihre Standeserhöhung die Ursache war, daß sie nicht so bald, wie sie und ihre Mutter es gewünscht hätten, diese besuchen konnte.

Endlich aber, als sie die Hoffnung zur Fortpflanzung des Geschlechtes Beaulieu in ihrem Schooße trug, mußte ihr Schwiegervater und Gatte das der Gräfin von Saint-Croix gegebene Versprechen, ihr für die Zeit, wo Leontine entbunden werden sollte, sie zuzuführen, lösen, und deshalb bei der Königin für sie um Urlaub antragen, bei deren Gemahl gleichfalls für den, der Herrn von Beaulieu zugut kommen sollte.

Dieser Umstand hatte aber nicht geringe Schwierigkeiten; indessen erreichten sie doch nach manchem vergeblichen Versuche die Erlaubniß, Paris auf drei Monate zu verlassen, und ihr nächster Brief unterrichtete die Gräfin von Saint-Croix davon.

Sie war über die erhaltene Nachricht wahrhaft entzückt, und diese wirkte so vortheilhaft auf den Zustand der Kranken, daß sie sich merklich wohler fühlte.

Auch der Doktor Granville konnte vor Freude kaum die Ankunft der Frau von Beaulieu erwarten, und von der Zeit an, als sie mit ihrem Gatten eintraf, begab er sich täglich einige Male nach dem Schlosse, um sich von ihrem Befinden zu überzeugen.

Herr von Beaulieu mußte sich früher, als er es sich vorgenommen hatte, nach Paris zurückkehren, weil sein Vater ihm schrieb, daß dort Umstände einzutreten drohten, welche es nothwendig machten, daß seine Getreuen den König umgaben, die jedoch sich später wieder glücklicherweise zum Guten änderten.

Einige Tage nach der Abreise ihres Gatten ward Leontine von einem gesunden Knaben entbunden, welcher in der heiligen Taufe den Namen Armand erhielt.

Herr von Beaulieu hatte gegen den König geäußert, daß er gezwungen sei, ihn um seinen Abschied zu ersuchen, wenn ihm nicht jährlich ein Urlaub von einigen Monaten bewilligt würde, die er bei seiner Schwiegermutter zuzubringen Willens sei; da ihn jedoch der

König lieber so kurze Zeit missen wollte, als für immer, so bewilligte er ihm sein Gesuch, Leontine selbst abzuholen. Er beeilte sich also, nach Saint-Croix zu kommen, und von jetzt an brachte das junge Ehepaar jährlich einige Monate dort zu.

Drei Jahre nach der Geburt ihres Sohnes befand sich Frau von Beaulieu abermals in gesegneten Umständen und wollte, wie das erste Mal, bei ihrer Mutter bis nach ihrer Entbindung verweilen, der sie mit einer besonderen Angst entgegensah, weshalb sie auch in jedem Briefe der Gräfin darüber schrieb.

Allein diese tadelte sie oft, daß sie sich ohne alle Ursache selbst in Unruhe versetzte, und lud sie ein, nur ja recht bald in ihre Arme zu eilen, weshalb sie denn auch den Tag ihrer Abreise festsetzte und ihrer Mutter bekannt machte.

Frau von Beaulieu befand sich vollkommen wohl und gab den Bitten ihres Gatten eines Abends gern nach, als er ihr vorschlug, vor ihrer Abreise noch einmal das Theater zu besuchen, um einer neuen Oper beizuwohnen. Allein schon während des zweiten Akts wurde sie plötzlich von einem Unwohlsein befallen, das sie nöthigte, die Loge zu verlassen, um sich hoffentlich in der Wohnung des Kastellans wieder zu erholen.

Doch dort verlangte sie nach ihren Wagen, und da dieser noch nicht da sein konnte, so beeilte sich der Kastellan ein Miethsfuhrwerk herbeizuholen, indessen Herr von Beaulieu Leontinen in seinen Armen hielt, die beständig mit einer Ohnmacht kämpfte.

Mit großer Mühe brachte man die so plötzlich Erkrankte in und aus dem Wagen in ihr Zimmer, denn auf dem Wege dahin hatte sie vollends ihr Bewußtsein verloren.

Sobald ihre Dienerschaft sie in einem so leidenden Zustande sah, geriethen sie sämmtlich in die größte Bestürzung. Einige von ihnen eilten fort, um ihren Hausarzt herbeizuholen, während die Uebrigen Thee bereiteten oder sich anderen Besorgungen unterzogen.

Der Arzt erschien sehr bald und die von ihm angewandten Mittel, die Kranke zu ermuntern, verfehlten endlich nicht länger die gewünschte Wirkung. Sie erholte sich nun einigermaßen wieder, aber eine Reise zu unternehmen, war unter diesen Umständen unmöglich, indem sie bei der geringsten Bewegung eine Art von Ohnmacht überfiel, und gleichfalls vermochte ihre Mutter auch nicht nach Paris zu kommen, wie Beide es so so sehr gewünscht hätten, denn die Gräfin konnte ihrer Kränklichkeit wegen seit einigen Wochen schon ihr Bett nicht verlassen.

Vierzehn Tage nach der plötzlichen Erkrankung im Opernhause gab Frau von Beaulieu einer Tochter das

Leben, aber das ihrige schwebte dabei in großer Gefahr, welcher Umstand auch das Befinden ihrer Mutter verschlimmerte, als sie diese Nachricht erhielt.

Das neugeborene Kind, eine Tochter, war kräftig und gesund, aber Frau von Beaulieu starb schon am dritten Tage nach ihrer Entbindung an den Folgen eines hitzigen Fiebers, und ihr Gatte gerieth nun in einen Zustand, der es ihm unmöglich machte, zusammenhängend zu denken und noch weniger zu schreiben.

Madame Vernon, Leontinens Kammerfrau, und eine Schwester der Mademoiselle Susanne mußten die Besorgungen übernehmen, welche dem Begräbnisse ihrer geliebten jungen Gebieterin vorangingen, die durch ihren Tod die Königin und deren nächste Umgebung wahrhaft betrübt hatte; denn Frau von Beaulieu beabsichtigte keiner Dame des Hofes eine Eroberung streitig zu machen und war bei allen Vorzügen, die sie so augenscheinlich besaß, doch fortdauernd anspruchslos, wie ein Kind, weshalb sie von allen ihren Bekannten ungemein geliebt wurde.

Herr von Beaulieu gab Niemandem Rede und Antwort, sondern schloß sich beinahe immer in sein Zimmer ein, indem er mehr als einmal die Versicherung aussprach, daß er denjenigen als seinen ärgsten Feind betrachten würde, der es wagen wollte, ihn in der selbst gewünschten Einsamkeit durch seine Gegenwart zu stören.

So lange die Leiche seiner Gattin noch nicht be-

graben war, verließ er sie nur selten und nach dieser Zeit nie sein Zimmer. Dabei aber sah er so außerordentlich verändert aus, daß man ihm ansah, wie unverstellt der Schmerz seiner Seele war.

Ein Freund von ihm, Herr von Moulé, stand Madame Vernon mit Rath und That bei und nahm sich des kleinen Armands an, wenn letztere nicht Zeit hatte, ihn zu beaufsichtigen.

Wenige Stunden vor ihrem Ende hatte Frau von Beaulieu mit Madame Vernon, welche sich schon im Anfange der vierziger Jahre befand, eine geheime Unterredung, deren Zweck war, ihr zu sagen, wie sie Alles nach ihrem Tode wollte gehalten haben, weil sie mit ihrem Gatten nur oberflächlich darüber sprechen konnte, indem sie ihm ansah, was er dabei empfand.

„Ich sehe wohl ein, daß es grausam von mir wäre," hatte sie gesagt, „wenn ich ihn dazu veranlassen möchte, unsere beiden Kinder aus seiner Nähe zu entfernen. Ja, es könnte dann so kommen, daß er diesen Wunsch entweder gar nicht erfüllte oder doch wenigstens mit Widerstreben seines Herzens. Nein, Armand mag immerhin unter der Aufsicht seines Vaters bleiben, aber meine Tochter muß von einer Frau erzogen werden, und — könnte ich wohl besser für sie sor-

gen, als wenn ich sie meiner Mutter übergebe? O, gewiß, so wird es gut sein. Sie überbringen das Kind der Gräfin von Saint=Croix und kehren darauf nach Paris zurück, um hier dem Hausstande meines Gatten vorzustehen."

„Wenn Herr von Beaulieu, sowie Sie, gnädige Frau, es wünschen sollte, bin ich gern dazu erbötig," antwortete Madame Vernon.

„O, das wird er gewiß," versicherte die Kranke, „und es als eine Begünstigung des Himmels betrachten, wenn Sie es nur wollen. Mein Gemahl wird Sie begleiten und Armand können Sie auch mitnehmen. Aber sobald Sie nach Paris zurückkehren, bringen Sie ihn gleichfalls wieder mit dahin."

„Und wie wünschen Sie, daß Ihr Kind heißen soll?" fragte Madame Vernon, indem sie dabei heftig weinte.

„Mein Vater hieß Gabriel, wie die meisten seiner Vorfahren," antwortete Frau von Beaulieu mit immer schwächerer Stimme, „nach ihm also soll sie an meinem Sarge getauft und Gabriele genannt werden."

„Gott kann ja noch —" sagte Madame Vernon. Leontine aber unterbrach sie, indem sie sagte:

„Mich genesen lassen? Das meinen Sie ja wohl? Nein, so wird es nicht kommen, denn ich empfinde es recht gut, wie meine Kräfte mich verlassen. Darum rufen Sie meinen Gatten her, den ich gebeten

habe, mir einen meine Fieberhitze mildernden Trank zu bereiten, damit ich im Stande war, mit Ihnen allein zu sprechen."

Herr von Beaulieu kam jetzt zurück und in seiner Gegenwart wiederholte Leontine, was sie schon vorher Madame Vernon gesagt hatte, worauf sie sich von Beiden die Hand darauf geben ließ, daß sie ihren Willen erfüllen wollten.

Dabei erschöpften sich aber ihre Kräfte so sehr, daß sie nur noch ihre Kinder segnen, Abschied von ihren Lieben und von der Dienerschaft des Hauses nehmen und darauf das heilige Abendmahl empfangen konnte. Dann aber entfernten sich alle Anwesenden, nur ihr Gatte und Madame Vernon, die laut mit ihr beten mußte, durften bei ihr noch länger verweilen, und in den Armen ihres Gatten ruhend, die sie in ihrem Seelenschmerze beinahe krampfhaft umschloß, erwartete sie standhaft ihre letzten Augenblicke.

Es dauerte auch nicht lange, daß der Todesengel ihre Augen schloß und sie hinübertrug in das Land ewiger Freuden.

Nach dem Hinscheiden seiner Gattin gerieth Herr von Beauljeu, wie bereits schon gesagt worden ist, in einen Zustand, der ihn unfähig machte, irgend Etwas vorzunehmen, weil ihm so ganz zu Muthe war, als ob er Leontinen in das Grab, wohin man sie nun bald betten wollte, folgen müsse.

Madame Vernon handelte ganz im Sinne der Verstorbenen und ließ auch deren Tochter an ihrem Sarge taufen und ihr den Namen Gabriele geben.

Sie führte auch die Leitung aller Angelegenheiten des Hausstandes gewissenhaft, jedoch mit der innern Ueberzeugung, daß sich Herr von Beaulieu, wie groß auch jetzt sein Schmerz über den Verlust seiner Gemahlin war, doch spätestens nach Jahresfrist darüber trösten und dann zum zweiten Male sich verheirathen würde, was sie auch ganz natürlich fand. Dann wollte sie nach Umständen entweder noch länger in Paris in seinem Hause bleiben oder sich zurück zu der Gräfin von Saint-Croix begeben, bei der sie seit dem Tode ihres Gatten, der ein königlicher Beamter war, gelebt, und die ihr damals mit der größten Freundlichkeit den Aufenthalt in ihrem Hause und die Leitung ihrer Wirthschaft angeboten hatte.

Ob Madame Vernon in ihrer Voraussetzung sich irrte oder nicht, das wird sich im Fortgang der von uns erzählten Begebenheiten herausstellen. Soviel aber ist wohl als gewiß anzunehmen, daß alles bis jetzt Gesagte als eine Einleitung zu dem darauf Folgenden zu betrachten ist.

Die Gräfin von Saint-Croix, welcher Herr von Beaulieu sogleich die plötzliche Erkrankung seiner Frau

mitgetheilt hatte, erschrak so darüber, daß sie, obgleich schon auf dem Wege der Genesung, wieder bedeutend leidender wurde, mithin nicht nach Paris reisen konnte, wie sie es so gern gewollt hatte.

Darüber grämte sie sich nun begreiflicherweise nicht wenig und fortwährend, weil auch die beiden dem ersten folgenden Briefe ihres Schwiegersohnes keinen für sie tröstlichen Inhalt hatten, und jeden Morgen harrte sie sehnsüchtig auf die Wiederkehr eines Bedienten, der die Briefe, welche an sie eingingen, vom nächsten Postamte abholte.

Statt diesem kam eines Tages der Doktor Granville früher zu ihr, als es sonst zu geschehen pflegte und verweilte auch lange bei ihr, öfters ihren Puls untersuchend.

Anfänglich fiel es ihr nicht auf, sondern es beruhigte sie vielmehr, als er fortfuhr, nur von ihrer Tochter zu sprechen, wie es von ihr so gern geschah.

Eine Aeußerung jedoch, die ihm vielleicht ohne Absicht entschlüpfte, machte sie aufmerksamer auf seine Reden und erweckte die Befürchtung in ihrem Innern, daß er ihr mehr über den Zustand ihrer geliebten Kranken mitzutheilen habe, als es bis jetzt geschehen war.

Sie sah ihn bedeutsam an, indem sie sagte:

„Mein lieber Freund, ich bitte Sie, wahr gegen mich zu sein.“

Ihre Stimme verrieth mehr Festigkeit, wie gewöhnlich, denn sie legte sich Zwang auf und fuhr fort:

„Haben Sie von meinem Schwiegersohne einen Brief empfangen und was haben Sie durch denselben erfahren?“

Der Doktor konnte mit gutem Gewissen antworten:

„Nein, Herr von Beaulieu hat nicht an mich geschrieben.“

„Oder hat Madame Vernon Ihnen eine Nachricht über das Befinden meiner Tochter zukommen lassen?“

Der Doktor schwieg, und deshalb fügte die Gräfin hinzu:

„Sie finden mich gefaßt, nichts Erfreuliches zu vernehmen. Sagen Sie mir also, was Sie von Leontinen wissen.“

Als der Doktor auch jetzt noch schwieg, rief die Gräfin mit bebender Stimme aus, die ihr beinahe versagte:

„Was macht meine Tochter? Gerechter Gott, sie ist doch nicht schon todt? O, sagen Sie es mir — ist sie wirklich nicht mehr am Leben? Habe ich kein Kind mehr?“

„Noch zwei Enkel, die Ihrer mütterlichen Liebe bedürfen,“ sagte der Doktor, indem er den Blick zu Boden senkte.

„Also todt, todt!“ rief die Gräfin mit einem herzzerreißenden Ausdrucke aus und sank zurück in die Kissen ihres Stuhles.

„Sie sind eine fromme Christin, meine theure Freundin," sagte nun der Doktor, die Hand der Gräfin dabei ergreifend; „und darum werden Sie auch mit Ergebung in den Willen des Allmächtigen Ihr allerdings hartes Schicksal zu ertragen suchen, darum sich mit Geduld in das nun einmal Unabänderliche fügen. Weshalb sollte ich Ihnen also die Wahrheit länger zu verbergen suchen? Ja, Frau von Beaulieu weilt nicht mehr hier auf Erden."

Die Gräfin senkte den Kopf tief auf die Brust und bedeckte sich das Gesicht mit ihren beiden Händen, während der Doktor fortfuhr:

„Sie war ein Engel an Sanftmuth und Herzensgüte und darum zu gut für diese Welt. Ein Engel hat sie von hier abgeholt, um sie an den Ort ihrer künftigen Bestimmung zu tragen, und dort wird sie hoffentlich auch uns Beide empfangen. Zuvor aber, meine Freundin, haben Sie hier noch Pflichten zu erfüllen, welche Ihnen den Weg dahin ebnen werden. Herr von Beaulieu und seine Kinder bedürfen Ihrer Mutterliebe, besonders Gabriele, die Sie erziehen sollen, die Ihre Tochter in ihrer Todesstunde in Gedanken an Ihr Herz legte als ein Vermächtniß, das Ihnen heilig sein wird, und für das Sie leben müssen."

Die Gräfin schüttelte den Kopf.

„Wie," fuhr der Doktor abermals fort, „die Sterbende sollte sich in Ihnen getäuscht haben, als sie fest

daran glaubte, daß Sie die ihr so lange bewiesene Liebe nun auf Gabrielen übertragen würden und diesen Glauben mit soviel Zuversicht gegen ihren Gatten aussprach, indem sie hinzufügte, daß einzig diese Ueberzeugung ihr das Scheiden von dieser Welt erleichtere?“

„Und,“ setzte der Doktor nach einer kurzen Pause hinzu, als die Gräfin sich noch nicht bewegt hatte, und er mit Mißfallen es wahrnahm. „Und wie sollte es denn mit dem kleinen Kinde werden, wenn Sie sich nicht seiner annehmen wollen, weil er in eben dem Grade an seinem Geiste leidet, wie sein Schmerz über den Verlust seiner Gattin ihm die körperlichen Kräfte schon beinahe vollkommen aufgerieben hat?“

Die Gräfin ließ bei seinen Worten die Hände kraftlos in ihren Schooß sinken und starrte den Doktor an.

Sie sah dabei leichenblaß aus; aber er schien es nicht zu beachten, sondern beschrieb ihr den Zustand des Herrn von Beaulieu, wie er ihn durch Madame Vernon hatte schildern hören.

Die Gräfin vernahm ihn jetzt mit Aufmerksamkeit und sagte endlich mit einem Seufzer: „Ich werde an ihn schreiben und mich ihm als ein Beispiel zum Troste aufstellen. Ja, ich werde mich ihm stärker zeigen, als ich bin, und er, der meinen Rath nie unbeachtet ließ, wird meinen Bitten, sich zu fassen, sein Herz nicht verschließen. Gönnen Sie mir nur Zeit bis morgen, da-

mit ich im Stande bin, ein anderes Wort zu denken, als: todt, todt! meine Leontine todt!"

„Ich habe mich in Ihnen nicht geirrt," sagte der Doktor, ihre Hand drückend; „Sie wollen stark sein und es werden; denn der Herr wird Sie dabei unterstützen und sie kräftigen."

Der Doktor mußte ihr nun noch den Brief geben, welchen er diesen Morgen erst von Paris erhalten hatte, und während ihn die Gräfin las, fingen ihre Thränen an zu fließen. Aber das Herz klopfte ihr beinahe hörbar, und ihre Hände zitterten so, daß sie denselben kaum zu halten im Stande war. Eine Erleichterung ihres Schmerzes verschafften ihr die so reichlich vergossenen Thränen nicht, wie es doch für gewöhnlich so zu sein pflegt.

Während die Gräfin den langen Brief der Madame Vernon las, ging der Doktor im Zimmer auf und nieder, ohne sie durch ein Wort des Trostes zu unterbrechen, den er auch später noch lange nicht bei ihr anwandte.

Nach seiner Ansicht mußte man jeden großen Schmerz erst austoben lassen, ohne ihn durch eine Zusprache zu unterbrechen, weil darauf erst die Mittel wirksam werden konnten, die dazu dienen sollten, ein bitter leidendes Herz zu beruhigen.

Endlich aber, als er wahrnahm, daß ihre Erschöpfung merklich stieg, sagte er mit bestimmtem

Tone: „Jetzt, aber meine verehrte Freundin, ist es ganz nothwendig, daß Sie sich ungesäumt zu Bette begeben, in Ihrem Innern Gott die Lenkung ihres ferneren Schicksals anheimstellen und das der Ihnen noch übrig Gebliebenen gleichfalls, und zu diesem Zwecke werde ich Ihnen Susannen heraufschicken, die ich schon vorhin mit dem Vorgefallenen bekannt gemacht habe, dann aber werde ich mich nach Hause begeben und gegen Mittag wieder herkommen, um zu erfahren, wie Sie sich befinden.“

Der Doktor hielt Susannen, die er heftig weinend antraf, noch absichtlich zurück, indem er sie dringend ermahnte, in Gegenwart der Gräfin sich zu fassen, die er für äußerst angegriffen durch den erlittenen Verlust erklärte und außer Stande, lange anhaltende Gemüthsbewegungen zu ertragen. „Bedenken Sie, meine gute Susanne,“ setzte der Doktor hinzu, „wie es erst dann wäre, wenn wir auch noch den Tod der Gräfin zu betrauern hätten? Handeln Sie darum vernünftig.“

Susanne fand die Gräfin zwar ohne Thränen, die sie nur beim Lesen des empfangenen Briefes hatte vergießen können, aber sie sah so sehr verändert aus, daß Susanne darüber erschrak und unwillkürlich anfing zu weinen.

Die Gräfin aber sagte mit einem schmerzhaften Lächeln, indem sie es wahrnahm: „O, wie beneide ich Dich deshalb, weil Du noch weinen kannst, während mir weiter keine Thränen mehr zu Gebote stehen, die eine krampfhafte Empfindung in mein Herz zurückdrängt. Doch, es war die Hand des Herrn, welche mir diese Prüfung zugetheilt hat, und ich muß mich darum ihr unterwerfen, wenn es mir auch wehe thut.“

Susanne wiederholte ihr nun, daß der Doktor ernstlich angerathen habe, sie zu Bette zu bringen, was die Gräfin auch geschehen ließ.

Am nächsten Tage suchte sie sich soweit zu fassen, daß sie mit Ueberlegung schreiben und den Herrn von Beaulieu bitten konnte, sich in seinem Schmerze zu mäßigen; sobald die Witterung aber günstiger geworden sei, zu ihr zu kommen, und Gabrielen mitzubringen.

Diesen Brief schickte sie zur Post und brachte den größeren Theil des Tages damit zu, daß sie in einem Andachtsbuche las, um im Gebet ihr Gemüth zu beruhigen, was ihr auch endlich gelang. Als daher gegen Abend der Doktor wie gewöhnlich kam, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, erstaunte er, sie so gefaßt zu finden; allein trotzdem konnte man ihr ansehen, wie tief der Schmerz sich in ihr Herz eingegraben, den der Verlust ihrer einzigen Tochter darin erzeugt hatte.

Leontinens Bild — sie war als junge Frau in Paris gemalt — hing in dem sogenannten Ahnen=

saale, in dem sich alle die Vorfahren ihres Vaters in Lebensgröße gemalt befanden. Aber den folgenden Tag bestand die Gräfin darauf, daß man es in ihr Wohnzimmer bringe, damit sie die Dahingeschiedene wenigstens im Bilde um sich habe und so sich lebhaft ihrer lieblichen Züge erinnere.

Susanne bestritt den Willen der Gräfin lebhafter, als es sonst ihre Art war, als diese ihn ihr kund gab, und der Doktor ward ernstlich böse, da sie seinen Vorstellungen kein Gehör geben und von ihrem Verlangen sich nicht abbringen lassen wollte. Aber Alles, was er damit erreichte, war, daß sie insoweit nachgab, daß man Leontinens Bild, statt in ihrem Wohnzimmer, in dem aufhing, worin sie schlief.

„Gut," sagte die Gräfin, nachdem sie entschlossen war, den Bitten des Doktors nachzugeben, „so kann ich doch an jedem Morgen mir vorstellen, meine geliebte Tochter zu sehen, wie sie nach ihrer Gewohnheit vor meinem Bette niederkniete, um meinen Segen zu empfangen, bevor sie unser gemeinschaftliches Schlafzimmer verließ. Vielleicht aber wird Gabriele ihrer Mutter ähnlich werden, vielleicht wird sie mich, wie diese, lieben, und dann, wenn sie erst deren Stelle vertritt, kommt Leontinens Bild wieder in den Ahnensaal."

Was Niemand ändern konnte, mußte man geschehen lassen, obgleich es dem Doktor nicht angenehm war

zu wissen, daß die Gräfin täglich noch vor Schlafengehen das Bild ihrer Tochter ungestört betrachten würde.

Noch war die Witterung keineswegs so mild geworden, daß die Gräfin ihren Schwiegersohn mit seinen Kindern bei sich zu sehen erwarten konnte. Aber daß auch kein Brief von ihm bei ihr anlangte, beunruhigte sie ungemein; denn es waren schon über drei Wochen vergangen, seitdem Madame Vernon an den Doktor geschrieben und diesem den Tod der Frau von Beaulieu gemeldet hatte.

Anfänglich wußte dieser verschiedene Gründe anzugeben, weshalb Herr von Beaulieu wahrscheinlich noch immer schwieg. Endlich aber fing er gleichfalls an unruhig zu werden, als immer noch kein Brief aus Paris anlangte, und entschloß sich sogar dazu — was bei ihm viel sagen wollte — an Madame Vernon zu schreiben und diese um die Ursache ihres Schweigens zu fragen.

Eines Tages stand die Gräfin an einem Fenster ihres Wohnzimmers und blickte gedankenvoll in die sich vor ihr ausbreitende Landschaft; denn, wie es bei allen Nervenleiden ist, der heftige Schrecken über den Tod ihrer Tochter hatte das Uebel bei ihr bedeutend vermindert.

Die sonst so sehr schöne Gegend entbehrte gegenwärtig jeder Reize, da die Bäume noch unbelaubt stan-

den, und die Erde wie durch eine Decke von dunkler Farbe ganz verhüllt war.

Unwillkürlich mußte sie auf das schauerliche Sausen des Windes achtgeben, indem sie sogar durch die dicht verschlossenen Fenster es empfand, wie ungewöhnlich kalt es draußen war.

Mit dem Vorsatze, einigen Familien im Dorfe, deren Armuth sie kannte, Holz und warme Speisen zuführen zu lassen, wollte sie eben vom Fenster zurücktreten, um Susannen durch einen Klingelzug zu sich zu rufen, als sie den Doktor wahrnahm, der mit ungewöhnlicher Eile auf das Schloß zukam.

„Gottlob," rief die Gräfin, ihn erblickend, beinahe freudig aus, „nun werde ich doch endlich einmal eine Nachricht aus Paris bekommen! Aber," setzte sie gleich darauf kleinlaut hinzu, „wie wird sie lauten!"

Doch diese Besorgniß hielt sie nicht ab, den Klingelzug anzuziehen, und bis Susanne in das Zimmer trat, empfand sie das Zittern ihrer Füße.

Sie drohten ihr den gewünschten Dienst zu versagen, und deshalb setzte sie sich nieder in einen Sessel, sodaß sie es nicht sehen konnte, daß ein dicht verschlossener Reisewagen, so langsam, daß sein Rollen nicht zu hören war, daher fuhr und vor dem Eingange des Schlosses hielt.

Indessen kam der Doktor die Treppe herauf und trat unangemeldet — weil die Gräfin ihm ein für alle-

mal dazu die Erlaubniß ertheilt hatte, in das Zimmer, wo sie sich eben aufhielt.

Die Gräfin sah ihn, in seinen Zügen forschend, an und fragte schnell, aber mit einem Tone, der Befürchtungen ausdrückte: „Wie steht es in Paris? Was macht Herr von Beaulieu? Wie befinden sich meine Enkel?“

„Der Erstere ist, so weit es die Umstände zulassen, ziemlich wohl,“ antwortete der Doktor und sah dabei heiterer aus, wie in den letzten Tagen, „und von dem vollkommen befriedigenden Befinden der Kinder werden Sie sich bald durch den Augenschein überzeugen.“

„Bald?“ fragte die Gräfin mit unsicherem Tone und setzte nach einer kurzen Pause hinzu: „Ach, nein, bald wird die Witterung nicht milder werden, darüber vergehen noch wohl an zwei Monate.“

„Nicht mehr so viele Minuten werden Sie Ihre Lieben vergebens zu erwarten brauchen; denn sie befinden sich schon hier und dürfen nicht lange unten im Kalten bleiben, weshalb ich mir auch nicht Zeit lassen konnte, um ihre Ankunft vorzubereiten.“

„Hier, hier!“ wiederholte die Gräfin einige Male, und man konnte merken, daß sie diese Nachricht zwar erfreute, aber auch zugleich ihr Herz mit schmerzlichen Empfindungen erfüllte.

„Ja, ja, hier,“ sagte der Doktor, die Gräfin aufmerksam betrachtend, um zu erfahren, ob sie jetzt schon

eine heftige Gemüthserschütterung ertragen könnte. Aber bei Nervenleidenden pflegen diese nicht schädlich zu werden, sogar öfter für längere Zeit heilend, und darum entschloß er sich, fortzufahren: „Sie werden also die lieben Ihrigen bald umarmen können; nämlich dann, wenn Sie mir versprechen, daß Sie sich fassen, und nicht Herrn von Beaulieu durch einen Ausbruch Ihres Schmerzes noch tiefer niederbeugen wollen, als er es ohnehin schon ist.“

„Er sieht wohl sehr krank aus?“ fragte die Gräfin mit großer Theilnahme im Tone.

„Er scheint es nicht nur zu sein,“ antwortete der Doktor, „sondern er ist es wirklich, und das bitte ich Sie zu bedenken, ihn darnach zu schonen.“

„Aber in dieser Jahreszeit in seinem Zustande eine so weite Reise zu unternehmen,“ sagte die Gräfin mit halbem Tadel, „und noch dazu mit einem so jungen Kinde —“

Der Doktor unterbrach sie schnell: „Ei, bei den Vorsichtsmaßregeln, die er angewandt hat, war keine Gefahr für Beide zu besorgen. Sein ohnehin bequemer Wagen wurde inwendig ganz mit Pelz ausgeschlagen, und der Fußboden wird durch kochendes Wasser erwärmt, das in einem Behälter sich darunter befindet und mit anderem ersetzt wurde, so oft sie auf dem Wege hierher irgendwo anhielten. Kurz, sie danken es dem russischen Gesandten, der ihnen dazu, als Muster, seinen Reise-

wagen geborgt hat, daß sie, ohne besondere Unbequemlichkeit, hierher gelangen konnten. Es wird also jetzt nur darauf ankommen, daß Herr von Beaulieu Sie gefaßt findet, damit er sich gleichfalls beruhigen kann.“

„Ich werde das, was ich eben empfinde, soviel es mir möglich ist, zu bekämpfen suchen,“ erwiederte ihm die Gräfin.

„Und ich will dieser Zusage Vertrauen schenken,“ sagte der Doktor, sich zum Weggehen anschickend, „denn ich habe sie immer als eine Frau von Wort kennen gelernt, die ihren hochherzigen Charakter bei keiner Gelegenheit verläugnet.“

Jetzt öffnete er die Thüre, welche ins Vorzimmer führte, und rief dahinein: „Treten Sie näher, Herr von Beaulieu, treten Sie näher!“

Madame Vernon überreichte nun diesem die kleine Gabriele, welche er in die Arme der Gräfin legte, aber er entweder von seiner körperlichen Schwäche überwältigt' oder durch den Schmerz seiner Seele, sank zu den Füßen der Gräfin nieder, indem er ihre Knie umklammernd mit halb unterdrücktem Tone ausrief: „Mutter! Leontinens Mutter!“

„Ja, Ihre und die Mutter Ihrer Kinder will ich in der strengsten Bedeutung dieses Wortes sein und bleiben,“ versicherte die Gräfin mit erzwungener, aber natürlich scheinender Fassung: „alle Liebe, die ich mei-

ner Leontine geschenkt, werde ich nun auf ihre Kinder und auf Sie, mein Sohn, übertragen."

Sie betrachtete nun ihre kleine Enkelin, küßte sie, legte segnend ihre Hand auf Gabrielens Stirn, und dabei träufelten Thränen auf deren Gesichtchen; dann aber übergab sie Susannen das Kind, indem sie sagte: „Sorge für meine Enkelin, und sei sorgfältig für die Bequemlichkeit ihres Vaters bedacht; ebenso empfehle ich Dir Deine Schwester."

Susanne und Madame Vernon entfernten sich mit dem Kinde aus dem Zimmer.

Nun beugte sich die Gräfin zu ihrem Schwiegersohne herab, zu dem sie sagte: „Armand, folgen Sie meinem Beispiele; damit Sie nicht die Ruhe unserer geliebten Dahingeschiedenen im Grabe stören.

Bei diesen Worten reichte sie ihm ihre Hand und schwieg so lange, bis er sich aufgerichtet hatte, dann aber fuhr sie fort: „Ich würde ja auch die Möglichkeit verlieren, mich zu fassen, wenn Sie Ihren Schmerz nicht mäßigen könnten."

Herr von Beaulieu ließ sich jetzt in einen Sessel ihr gegenüber nieder; aber sie erschrak über sein Aussehen, als sie ihn nun näher betrachten konnte, weshalb sie den Doktor bedenklich ansah, der bisher schweigend am Fenster gestanden hatte und so auf sie hinblickte.

Er erkannte ihre Absicht, ihn zum Sprechen aufzufordern, und erfüllte ihr Verlangen, indem er in sei-

ner Manier, eben nicht in sanftem Tone Herrn von Beaulieu Vorwürfe darüber machte, daß er nicht den Willen zeige, seinen Schmerz zu mäßigen, und endlich den kleinen Armand zu ihm brachte, der so lange furchtsam sich in einen Winkel des Zimmers an die Erde gekauert hatte.

„Sehen Sie da den wackern, kleinen Burschen an,“ fuhr der Doktor selbst bewegt fort, „wie sein Auge bei Ihnen um Liebe bettelt. Gedenken Sie etwa, ihn abzuweisen? Und Sie, Frau Gräfin, wollen Sie es gleichfalls?“

„Nein, nein!“ rief diese tief erschüttert aus, indem sie Armand in ihre Arme schloß, welchem Beispiele Herr von Beaulieu folgte.

Es lag in der Absicht des Doktors, jede neue heftige Gemüthsbewegung bei Beiden zu verhindern, und das geschah nach wenigen Augenblicken, indem er Fragen an sie richtete, welche ihnen andeuteten, um welcher Ursache willen es geschah, weshalb sie ihn dabei unterstützten, indem sie sich zu fassen suchten.

Nur verlangte Herr von Beaulieu das Bild seiner verstorbenen Gattin zu sehen, und der Doktor stimmte dafür, daß es, ohne einen Zeugen dabei zu haben, geschehen müsse. Ja, er führte ihn selbst in das Schlafzimmer der Gräfin, verfügte sich darauf zu dieser und ließ Herrn von Beaulieu bei dem Bilde seiner Gattin allein.

Der brave Mann besaß Menschenkenntniß und wußte, daß sich der jetzt noch so Aufgeregte am ersten beruhigen würde, wenn er gegenwärtig seinen Schmerz recht austoben konnte, und wie er es geglaubt hatte, so kam es. Herr von Beaulieu sah zwar, als er zu den Uebrigen zurückkam, noch angegriffener aus, als vorher, und man nahm wahr, daß er viel geweint hatte, aber er fühlte eine große Abspannung und diese ging nach und nach in natürliche Ruhe über.

Die Zeit seines Aufenthaltes im Schlosse Saint-Croix konnte er sich also möglichst erholen, und als er endlich nach Paris zurückkehrte, überwältigte ihn zwar noch öfter die Traurigkeit seines Herzens über den Verlust seiner Gattin, und er schloß sich dann wohl auch, dort angekommen, einige Stunden in sein Zimmer ein; aber er schenkte darauf wieder dem kleinen Armand seine Aufmerksamkeit, wenn dieser ihn mit Bitten darum anging.

Indessen beschäftigte sich die Gräfin beinahe ununterbrochen mit ihrer Enkelin Gabriele und fühlte sich nun, sonderbar genug, da doch ein geheimer Kummer an ihrem Herzen zehrte, bei weitem wohler, als vor dem Tode ihrer Tochter.

Dabei aber wirkte die öftere Gegenwart des Doktors Granville besonders vortheilhaft auf sie, der es stets zu verhindern wußte, daß sie ihrem Herzensgrame zu große Gewalt über sich einräumte.

Wir haben nun einen weiten Zeitraum zu überschreiten, bevor wir den eigentlichen Anfang dieser Erzählung beginnen können.

Herr von Beaulieu hatte zwar seiner Schwiegermutter öfter die Versicherung gegeben, daß er sich nicht wieder verheirathen würde; allein sie war nie darauf eingegangen, da sie es nicht für gut hielt, weshalb sie auch stets sein Vorhaben bestritt und den Doktor Granville aufforderte, ihr dabei behülflich zu sein, der jedoch behauptete, daß man im Leben nur einmal wahrhaft lieben könne, eine Heirath aber, ohne dieses Gefühl zu empfinden, Sünde sei, die sich in der Regel selbst bestrafe — Sünde an sich selbst oder derjenigen begangen, der man Anderes vorspiegle, um sie dadurch zu täuschen. Ein Akt der Sinnlichkeit, die jeden Edeldenkenden entwürdige.

Die Gräfin wandte ihm dagegen ein, daß Armand der Mutterliebe bedürfe, aber der Doktor erwiederte: „Diese kann ihm eine Fremde nicht gewähren; wenn irgend Jemand, wird Madame Vernon sie ihm zuwenden können, und zwar eine innige Liebe, weil diese seine Mutter gekannt und viele Jahre lang herzlich geliebt hat. Ueberhaupt aber, hieße es nicht ein Unrecht an dem Mädchen begehen, das Herr von Beaulieu nur

deshalb zur Frau wählte, damit sein Söhnchen gut versorgt wäre? Also — erwarten Sie nicht von mir, daß ich Ihnen Beistand leiste, wenn Sie an diesem Unrecht sich betheiligen wollen; denn das wäre nun einmal gegen meine Grundsätze."

Die Gräfin konnte keine Einwendung dagegen erheben und beschwor nur Madame Vernon in jedem Briefe, mit möglichster Sorgfalt Herrn von Beaulieu beizustehen, damit dessen Sohn gut gerathe.

Durch Frau von Vernon erfuhr auch die Gräfin, daß ihr Schwiegersohn jede Zeit, die er seinen Dienstgeschäften abmüßigen konnte, auf die Erziehung ihres Enkels wende und außerdem sehr eingezogen lebe. Sie fühlte sich also durch diese Mittheilungen vollkommen beruhigt.

Als Armand größer wurde, ließ ihn sein Vater zweckmäßig für die militärische Laufbahn vorbereiten und scheute dabei keine Kosten. Er wurde vielmehr in allen Wissenschaften und einigen fremden Sprachen von den besten Lehrern unterrichtet, dann in eine Anstalt gegeben, worin die Söhne der Offiziere für den praktischen Dienst Unterweisung erhielten, und verließ diese Anstalt endlich als Fähndrich.

Sein Vater nahm ihn darauf in das Regiment auf, welches er kommandirte, mithin General der Leibgarde des Königs geworden war.

Madame Vernon fuhr fort, dem Hausstande des

Herrn von Beaulieu getreu vorzustehen, und begleitete ihn jedesmal, wenn er mit seinem Sohne der Gräfin von Saint=Croix einen Besuch abstattete.

Diese erzog ihre Enkelin mit der größten Sorgfalt und fand bei deren Ausbildung des Geistes eine kräftige Stütze an dem Pfarrer des Kirchsprengels, der mit zu ihrer Besitzung gehörte, denn dieser besaß dazu jede nothwendige Eigenschaft.

Sein Einkommen wäre kaum hinreichend gewesen, ihn standesmäßig zu ernähren, weil die Anschaffung von Büchern für seine ungewöhnlich gute und zahlreiche Bibliothek mehr als die Hälfte seiner Einnahme fortraffte. Er hätte mithin entweder seiner beinahe schon zur Leidenschaft gewordenen Neigung, auserlesene Bücher anzuschaffen, entsagen oder Noth leiden müssen, wenn er sie befriedigen wollte, und verdankte es nun der Freigebigkeit seiner hohen Gönnerin, daß er weder das Eine noch das Andere durfte.

Er zeigte sich auch dafür ihr sehr dankbar, indem er in ihrer Gegenwart Gabriele, als sie das erste Kindesalter überschritten hatte, täglich unterrichtete und damit auch in der Folge fortfuhr, bis ihre Erziehung vollendet war.

Von diesem jungen Pfarrer erhielt sie auch Musikunterricht, indem er vortrefflich die Harfe spielte und sang; tanzen aber lernte sie von einem in der nächsten Stadt lebenden Lehrer, der jährlich deshalb einige

Monate im Schlosse Saint-Croix zubrachte. Ihre Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung konnte also wohl mit allem Rechte als eine vollendet gute bezeichnet werden.

Gabriele ähnelte in allen Stücken vollkommen ihrer Mutter. Sie ward ebenso schön, wie diese, und besaß auch Leontinens vortreffliche Eigenschaften des Charakters.

Sie war von mittlerer Größe und ihr Gang graziehaft, gleichsam schwebend. Ihre Sprache klang melodisch und weich, sie konnte damit alle Herzen gewinnen, und man mußte entweder sehr gefühllos, oder — war es ein Mann, der ihr gegenüber stand — durch starke Bande an ein anderes Herz gefesselt sein, wenn einer dem Blicke ihres schönen, seelenvollen, dunkeln Auges widerstehen konnte; es zu vergessen war wenigstens unmöglich.

Die Gräfin von Saint-Croix betete ihre Enkelin gleichsam an, wenn es nicht frevelhaft wäre, wollte man sich eines solchen Ausdruckes bedienen, und ward darin fast noch von dem Doktor übertroffen.

Gabriele liebte aber auch ihre Großmutter über jede Beschreibung, und den Doktor gleichfalls wie ihren zweiten Vater.

Schon zur Jungfrau herangereift, war sie in ihrem Herzen und in ihren Sitten noch ein unschuldiges

Kind, und weil sie ihre Vorzüge selbst nicht kannte, so entzückte sie eben darum Jeden, der sich ihr nahte.

Ein Zeitraum von 18 Jahren war schon an den uns bekannten Personen vorübergegangen, seitdem Frau von Beaulieu diese durch ihren Tod in die tiefste Betrübniß versetzt hatte, und es war jetzt nicht mehr dasselbe Frankreich, wie damals, als sie von der Erde schied.

Vielmehr drohte gegenwärtig ein schon seit lange nur mühsam unterdrücktes Feuer endlich auszubrechen und die Stützen eines Thrones völlig zu stürzen, auf dem Ludwig XVI. von einem ihm getreu ergebenen Anhange bis jetzt nur noch mit der letzten Kraftanstrengung erhalten wurde.

Er, an dem von seinen Vorfahren an dem Volke begangenen Unrecht unschuldig und nur zu schwach, um wieder gut zu machen, was Jene verbrochen hatten, er sollte mit seinem Leben dafür büßen, so wollte es sein Verhängniß.

Ein immer weiter um sich greifender und Verderben über das Land bringender Freiheitsdrang hatte sich dem größten Theile der Nation bemächtigt. Die Nation hob kräftig ihr Haupt empor und griff mit

ihrem Arme mit zunehmender Sicherheit selbst nach dem Thron.

Durch die Verschwendungssucht der früheren Könige hatte sich die Last der Schulden, welche Frankreich drückten, ins Unglaubliche vermehrt.

Eine nicht zu beschreibende Verwirrung im Finanzwesen hatte die Noth und sogar die des Hofes auf's höchste gesteigert, und ohne daß neue Steuern ausgeschrieben wurden, waren die Kosten für den Haushalt des Königs nicht mehr zu bestreiten; diesen Ausschreibungen aber widersetzte sich das Volk standhaft.

Es bildeten sich Parteien. Der Adel und die Geistlichkeit hielten zusammen. Sie traten dem aufgebrachten Volke schroff entgegen, erbitterten es dadurch immermehr gegen den König, und wer es mit diesem hielt, der hatte jeden Tag für sein Leben zu zittern. Der mußte befürchten, daß sich vor ihm ein Abgrund öffnete und die Flammen einer nicht länger zu bekämpfenden Volksempörung ihn verschlangen, ihn und alle Mitglieder seiner Familie, seinen ganzen Anhang, der als solcher gekannt war.

Herr von Beaulieu gehörte zu den Wenigen, die, nicht um äußere Vortheile dadurch zu gewinnen, den König liebten, sondern um seiner selbst willen, und jetzt befürchteten, daß er ihnen entrissen werden könnte.

Er, wie seine Anhänger, suchte ihm grenzenlose Ergebenheit bei jeder Gelegenheit zu beweisen, und in

allen seinen Briefen an die Gräfin von Saint-Croix drückte er seinen Kummer wegen des den König bedrohenden Unglückes aus, denn er wußte, daß seine Klagen einen Anklang in ihrem Herzen fanden, und daß ebenso deren Freund, der Doktor Granville, darin einstimmte.

Vergebens hatte Beide und Gabriele ihn bei sich zu sehen gehofft, und daß er ihnen diese Freude vereitelt hatte, betrübte sie zwar, jedoch nicht in dem Grade, wie die Ursache davon, welche er ihnen angab.

Nach seiner Meinung mußte Niemand, der noch den Degen führen konnte und mit treuer Liebe an seinem Könige hing, diesen ohne einen dringenden Grund dazu auch nur einen Tag verlassen, weil man nicht wissen konnte, wie sich die Umstände zu seinem Nachtheile gestalteten. Und welchen Schluß mußten sie daraus ziehen? Mußten solche Aeußerungen nicht ihre Besorgnisse um den König beständig wach erhalten?

Die Gräfin fühlte davon ihr Herz schwer bedrückt und äußerte sich jedesmal darüber, wenn der Doktor Granville nach dem Schlosse kam, ohne daß er triftige Gründe anzuführen wußte, um sie dadurch zu beruhigen.

In den letzten Jahren befand sich die Gräfin bei weitem wohler, als früher, und hielt es darum für ihre Pflicht, den Umgang mit ehemaligen Bekannten, welche nicht weit von ihr entfernt wohnten, zu erneuern, um dadurch zu bewirken, daß Gabriele, nun sie das jung-

fräuliche Alter erreicht hatte, einige Freuden des Lebens kennen lerne.

Allein diese Absicht war nicht so leicht zu realisiren, wie man es hätte glauben mögen; denn Einige von ihrem früheren Umgange waren, während sie, ihrer Kränklichkeit wegen, so zurückgezogen lebte und auch wegen des Verlustes ihrer Tochter nicht zu Vergnügungen aufgelegt war, gestorben, Andere hatten Frankreich aus Furcht vor den drohenden Unruhen verlassen, und wieder Andere, deren Töchter nun schon verheirathet, waren keine passende Gesellschaft für Gabrielen.

Die Gräfin mußte also ihre Blicke nach solchen Orten richten, die von dem Schlosse Saint Croix etwas weit entfernt waren, um wo möglich dort ihrer Enkelin einige angenehme Abwechselung zu verschaffen.

Die ihr noch am nächsten befindliche Stadt Saumur schien ihr dazu am geeignetsten, denn dort wohnte eine Jugendfreundin von ihr, welche seit dem Tode einer einzigen Schwester deren beide Töchter zu sich genommen und vollends erzogen hatte, die, nach dem Urtheile Aller, welche sie kannten, liebenswürdig, gut und angenehm im Umgange waren.

Mit Frau von Callimare hatte die Gräfin von jeher Briefe gewechselt. Diese war auch einige Male mit ihren Nichten nach dem Schlosse Saint-Croix zum Besuche gekommen, obgleich das nicht ohne Umstände geschehen konnte, da die Entfernung bis dahin zehn

Meilen betrug, und nur in den letzten Jahren war das der eben angeführten Ursache wegen unterblieben.

An diese Jugendfreundin schrieb also die Gräfin mit dem Ersuchen, ihr ein Absteigequartier zu miethen, weil sie die Absicht habe, mit ihrer Enkelin nach Saumur zu kommen und dort einige Wochen zu verweilen, damit Gabriele die Wintervergnügungen einer Stadt kennen lerne.

Frau von Callimare war nicht nur bedeutend reich, sondern sie bewohnte auch ein ihr zugehörendes großes und höchst elegant eingerichtetes, noch ganz neues Haus. Wie hätte sie also es zugeben können, daß ihre Freundin bei ihrem Dortsein in Saumur eine gemiethete Wohnung bezog, während sie sich mehr als einmal wochenlang im Schlosse Saint Croix aufgehalten hatte. Im Gegentheil drohte sie, ernstlich böse auf die Gräfin zu werden, wenn sie diesen Einfall nicht aufgebe, indem sie sich doch überzeugt halten könnte, daß sich ihre Arme öffnen würden, um die geliebte Freundin freudig zu umfangen und sie nicht eher wieder loszulassen, bis sie das Versprechen gebe, mit ihrer Enkelin und Bedienung längere Zeit bei ihr zu verweilen.

Die Reise nach Saumur und dort ein längerer Aufenthalt ward nun von der Gräfin beschlossen.

Nur Susanne sollte sie dorthin begleiten, um ihre Freundin weniger zu belästigen; und erst als dieser Plan schon eingeleitet war, sagte sie davon dem Doktor, in-

dem sie voraussetzte, daß dieser damit nicht ganz einverstanden wäre, worin sie sich auch durchaus nicht irrte ohne daß er den Grund davon anzugeben wußte.

Denn, daß er sich ungern von ihnen trennte, besonders von Gabrielen, wollte er ihnen nicht eingestehen, und besonders darum nicht, weil sie im Gegentheil sich auf ihren Aufenthalt in Saumur sehr zu freuen schien und lebhafter davon sprach, als es sonst von ihr bei irgend einer Veranlassung geschah. Eine andere Ursache aber, weshalb er nicht mit dem von der Gräfin entworfenen Plane einverstanden war, fand sich nicht, um sie vorzuschützen.

Indessen konnte er sich doch nicht so überwinden, daß es ihm möglich gewesen wäre, seine Betrübniß über ihre längere Trennung ganz zu verbergen. Deshalb forderten ihn die Gräfin und Gabriele halb im Scherze und halb ernstlich auf, sie nach Saumur zu begleiten, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn die Gräfin in einem Gasthause oder in einer gemietheten Wohnung sich während ihres Aufenthaltes in Saumur aufgehalten hätte. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde er ihnen dann dahin gefolgt sein, während er Frau von Callimare nicht durch seine Gegenwart in ihrem Hause belästigen wollte und sich überzeugt halten konnte, daß sie es nicht zugeben würde, wenn er sich irgendwo anders aufhalten wollte.

In seinem Innern erwachten eine Menge Besorg=

nisse, ob nicht etwa Gabrielen Gefahr für ihre Ruhe bedrohte, wenn sie sich von jungen Personen des andern Geschlechtes umgeben fände; ob diese nicht bei ihr die Neigung, eitel zu werden, durch ihre Schmeicheleien erwecken würden; ob sie nicht einen Hang, weltliche Vergnügungen zu genießen, mit sich zurück nach dem Schlosse Saint=Croix bringen würde, und wie seine Befürchtungen noch sonst alle lauteten.

Er konnte es also nicht unterlassen, der Gräfin wenigstens eine Menge Warnungen und Rathschläge mit auf den Weg zu geben, was sie zum Besten ihrer Enkelin Alles zu thun oder zu unterlassen habe, und sie bemühte sich, sehr ernsthaft dabei auszusehen, während sie ihm zuhörte; ja sogar ihm zu versprechen, daß sie in jedem Falle seine Ermahnungen befolgen wolle, indem sie ihn so zu beruhigen suchte, wie es jedoch keineswegs geschah, was er ihr auch nicht verhehlte, indem er sie nur bat, die Zeit ihrer Abwesenheit von Hause nicht allzulange auszudehnen, was sie ihm gleichfalls zusagte.

Bis zur Zeit ihrer Abreise bemühte er sich beständig, ihnen Alles zu verschaffen, was ihnen dabei nützlich oder angenehm sein konnte. Auf die geringste Kleinigkeit war er bedacht, um ihnen das Reisen bequem zu machen, und indem sie seinem Treiben zusahen, konnten sie sich der Rührung nicht enthalten, da sie wußten, wie wenig Rücksicht er in solchem Falle auf sich selbst genommen hätte und jetzt nahm, wenn er bei der

übelsten Witterung einen armen Kranken durch seinen Zuspruch zu erfreuen dachte.

Aber wie mußten sie sich vollends bewegt fühlen, als sie im Augenblicke ihrer Trennung den sonst anscheinend rauhen Mann, der jedes feinere und edlere Gefühl bei allen Gelegenheiten, wo Andere es gern zeigen, zu verschleiern sich ernstlich bemühte, der immer zu schelten pflegte, wenn er um irgend einer Ursache willen sie weinen sah, nun, indem er ihnen die Hand zum Abschied reichte, selbst Thränen vergießen sahen.

Thränen, die eine düstere Vorahnung ihm erpreßte, welche er sich zwar nicht verdeutlichen konnte, die ihm aber beständig zuflüsterte, daß entweder ihre Anwesenheit in Saumur den Grund zu wichtigen Folgen legen würde, die nicht beglückend für Beide ausfielen, oder daß der Tod sich Einen von ihnen, wahrscheinlich ihn, weil er der älteste war, zu seiner Beute ausersehen habe.

Er übertrug seine Wehmuth auch auf Gabrielen und die Gräfin, weshalb auch sie Beide sehr bewegt ihm Lebewohl sagten, dann schnell ihren Reisewagen, gefolgt von Susannen, bestiegen, und von vier starken Pferden gezogen, nach der nächsten Poststation fuhren, wo bereits andere schon ihrer harrten, weshalb sie mit solchem Wechsel schon am Abende, wenn gleich nicht zeitig, nach Saumur kamen.

Gabriele hatte dem Doktor fest versprechen müssen, daß sie ihm wenige Tage nach ihrer Ankunft in Saumur schreiben wollte, und er erwartete diesen Brief mit einer wahren Sehnsucht des Herzens.

Um so größer war anfänglich seine Freude, als er endlich ein Schreiben von ihr erhielt, über dessen Inhalt jeder Andere seine Zufriedenheit geäußert hätte; während er daran viel auszusetzen hatte, als er noch denselben Tag es beantwortete.

Gabriele war bei Allem, was sie ihm mittheilte, nach seiner Ansicht nicht genug ausführlich gewesen. Sie hätte wohl hunderterlei Fragen, die er in Gedanken an sie richtete, errathen und beantworten müssen, auch ohne daß er solche gegen sie aussprach. Vier Seiten voll geschrieben an einen alten Freund, dem sie so theuer war, dünkte ihm bei weitem zu wenig, und er wollte mit seinen Vorwürfen darum nicht karg sein; sie mit dringenden Ermahnungen dahin bringen, daß sie sich künftig bessere.

Nun aber beschloß er, wenigstens ihren Brief so oft wiederholt täglich zu lesen, bis ein zweiter von ihr anlange, und weil es in der Regel laut geschah, damit er im Stande war, jedes Wort seinem Gedächtnisse einzuprägen, so können wir ja wohl auch vernehmen, was sie schrieb:

„Mein bester Herr Doktor!

„So muß ich wohl der schicklichen Form wegen

Sie in der Ueberschrift zu diesem Briefe anreden. Aber in den fortlaufenden Zeilen bleibt es bei dem, was mein Herz verlangt, und das will Sie Freund, meinen lieben Freund nennen, und dazu leitete meine theure Großmutter selbst mich an, indem sie die Ueberschrift dieses Briefes las; denn wie ein wahrer Freund, äußerte sie, hat der gute Doktor sich uns von jeher bewiesen.

„Nun also, mein lieber Freund, vernehmen Sie, daß ich mein Versprechen, Ihnen möglichst bald nach unserer Ankunft in Saumur zu schreiben, gern erfülle.

„Zuerst begreiflicherweise über das Befinden der Gräfin von Saint-Croix.

„Am Anfange unserer Reise war das befriedigend, indessen darauf nicht besonders zu loben. Das Ungewohnte einer solchen anhaltenden Bewegung im Freien bei schon eingetretener rauher Witterung hat die daran nicht Gewöhnte gewiß unangenehm berührt, aber hier wird sie sich bald wieder besser befinden, denn die Freude, die sie im Umgange mit ihrer Jugendfreundin genießt, wird meine geliebte Großmutter stärken.

„Frau von Callimare ist unübertrefflich in ihrer Eigenschaft, kränkliche Personen zu pflegen, und will ich gegen Sie aufrichtig sein, so muß ich es bekennen, daß ich ihr darin weit nachstehe, denn sie weiß aus Erfahrung, was schon betagten Leuten angenehm und nützlich ist.

„Nun, wie steht es, loben Sie mich nicht, mein

theurer Freund, meiner Bescheidenheit wegen, da Sie sich doch erinnern werden, wieviel ich mir sonst darauf einbildete, eine recht sorgsame und gut geübte Krankenpflegerin zu heißen?

„Frau von Callimare empfing meine geliebte Pflegemutter und mich mit einem solchen Erguß von Freude über unsere Ankunft, daß wir davon gerührt wurden. Dann betrachtete sie mich aufmerksam, wobei sie behauptete, daß ich meiner seligen Mutter vollkommen ähnlich geworden, seitdem sie mich nicht gesehen habe, und ebenso schön wie diese sei, ja wohl noch bei weitem schöner wie Frau von Beaulieu. Ist das wohl wahr, mein theurer Freund?

„Wissen Sie, wie sich meine geliebte Großmutter darüber äußerte?

„Nun, Sie sollen es durch mich erfahren. — „Nein," — sagte sie, — „so schön, wie ihre Mutter, ist Gabriele keineswegs, aber ebenso gut, wie diese war." —

„O, wenn ich diesen Lobspruch doch wirklich verdiente! Wenigstens werde ich darnach streben.

„Frau von Callimare behauptete gleich nach unserer Ankunft in Saumur, daß sie uns so bald nicht wieder von sich fortlassen würde, und hatte auch schon vorher alle Maßregeln dazu getroffen, um uns jeden Gedanken an einen Widerspruch zu benehmen. Wir werden uns also lange nicht wiedersehen, mein theurer

Freund, wenn Sie sich nicht dazu entschließen können, uns hierher zu folgen, und wissen Sie, daß mir Frau von Callimare den Auftrag gegeben hat, Sie zu uns einzuladen?

„Nun, das geschieht jetzt von mir in aller Form. Ja, ja, kommen Sie, mein bester Doktor, kommen Sie recht bald zu uns und wundern Sie sich darüber, wie lebendig es hier im Hause der Frau von Callimare zugeht.

„Sie werden nun wünschen, daß ich Ihnen davon eine Schilderung entwerfe, und das soll auch geschehen, aber zuvor muß ich doch der beiden Nichten der Frau von Callimare erwähnen.

„Freilich werde ich mit meiner Beschreibung hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, denn das Schöne muß man selbst sehen, um richtig seinen Werth zu beurtheilen, aber wenigstens will ich doch den Versuch wagen, und ebenso Stephanien wie Hortensien Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem ich Ihnen Beide als überaus liebreizend anpreise.

„Mein erstes Zusammentreffen mit ihnen machte auf mich einen besonders angenehmen Eindruck, obgleich sie im Grunde Nichts dazu beitrugen, um ihn zu erwecken, vielmehr mich anstarrten, ohne ein Wort zu sprechen, gleichsam mit Erstaunen.

„Später jedoch benahmen sie sich ungemein freund-

lich gegen mich und ließen mir wenig zu wünschen übrig.

„So kam es von Stunde zu Stunde besser, und gegenwärtig zeigen sie sich mir so liebenswürdig, wie eine Schwester nur irgend gegen die andere es vermag. Sie ersuchten mich auch, sie so vertraulich mit dem Worte Du anzureden, und ich habe es ihnen versprechen müssen.

„Stephanie und Hortensia ähneln zwar einander, allein sie sind doch auch wieder in vieler Beziehung von einander verschieden, denn Hortensia ist bei weitem heiterer als ihre Schwester; ich versichere Ihnen, mein lieber Freund, beinahe muthwillig. Sie berührt kaum den Fußboden, wenn sie geht. Man möchte behaupten, daß sie darüber hinschwebt.

„Wie gern scherzt sie, wie herzlich lacht sie bei jeder Veranlassung dazu, und sie hört nicht auf, Stephanie wie mich zu necken, jedoch ohne uns jemals dabei zu verletzen.

„Vielmehr liefert sie so einfach den Beweis ihrer Herzensgüte. Indessen ist ganz dasselbe von ihrer Schwester zu behaupten, nur mit dem Unterschiede, daß diese weit ernster und gesetzter in ihrem Benehmen ist, was ihr, als der älteren von ihnen, auch zukommt.

„Beide Schwestern haben schon verschiedene Heirathsanträge zurückgewiesen, was Frau von Callimare sehr betrübt, die es meiner Großmutter erzählt, und

Sie in der Ueberschrift zu diesem Briefe anreden. Aber in den fortlaufenden Zeilen bleibt es bei dem, was mein Herz verlangt, und das will Sie Freund, meinen lieben Freund nennen, und dazu leitete meine theure Großmutter selbst mich an, indem sie die Ueberschrift dieses Briefes las; denn wie ein wahrer Freund, äußerte sie, hat der gute Doktor sich uns von jeher bewiesen.

„Nun also, mein lieber Freund, vernehmen Sie, daß ich mein Versprechen, Ihnen möglichst bald nach unserer Ankunft in Saumur zu schreiben, gern erfülle.

„Zuerst begreiflicherweise über das Befinden der Gräfin von Saint=Croix.

„Am Anfange unserer Reise war das befriedigend, indessen darauf nicht besonders zu loben. Das Ungewohnte einer solchen anhaltenden Bewegung im Freien bei schon eingetretener rauher Witterung hat die daran nicht Gewöhnte gewiß unangenehm berührt, aber hier wird sie sich bald wieder besser befinden, denn die Freude, die sie im Umgange mit ihrer Jugendfreundin genießt, wird meine geliebte Großmutter stärken.

„Frau von Callimare ist unübertrefflich in ihrer Eigenschaft, kränkliche Personen zu pflegen, und will ich gegen Sie aufrichtig sein, so muß ich es bekennen, daß ich ihr darin weit nachstehe, denn sie weiß aus Erfahrung, was schon betagten Leuten angenehm und nützlich ist.

„Nun, wie steht es, loben Sie mich nicht, mein

theurer Freund, meiner Bescheidenheit wegen, da Sie sich doch erinnern werden, wieviel ich mir sonst darauf einbildete, eine recht sorgsame und gut geübte Krankenpflegerin zu heißen?

„Frau von Callimare empfing meine geliebte Pflegemutter und mich mit einem solchen Erguß von Freude über unsere Ankunft, daß wir davon gerührt wurden. Dann betrachtete sie mich aufmerksam, wobei sie behauptete, daß ich meiner seligen Mutter vollkommen ähnlich geworden, seitdem sie mich nicht gesehen habe, und ebenso schön wie diese sei, ja wohl noch bei weitem schöner wie Frau von Beaulieu. Ist das wohl wahr, mein theurer Freund?

„Wissen Sie, wie sich meine geliebte Großmutter darüber äußerte?

„Nun, Sie sollen es durch mich erfahren. — „Nein," — sagte sie, — „so schön, wie ihre Mutter, ist Gabriele keineswegs, aber ebenso gut, wie diese war." —

„O, wenn ich diesen Lobspruch doch wirklich verdiente! Wenigstens werde ich darnach streben.

„Frau von Callimare behauptete gleich nach unserer Ankunft in Saumur, daß sie uns so bald nicht wieder von sich fortlassen würde, und hatte auch schon vorher alle Maßregeln dazu getroffen, um uns jeden Gedanken an einen Widerspruch zu benehmen. Wir werden uns also lange nicht wiedersehen, mein theurer

übelsten Witterung einen armen Kranken durch seinen Zuspruch zu erfreuen dachte.

Aber wie mußten sie sich vollends bewegt fühlen, als sie im Augenblicke ihrer Trennung den sonst anscheinend rauhen Mann, der jedes feinere und edlere Gefühl bei allen Gelegenheiten, wo Andere es gern zeigen, zu verschleiern sich ernstlich bemühte, der immer zu schelten pflegte, wenn er um irgend einer Ursache willen sie weinen sah, nun, indem er ihnen die Hand zum Abschied reichte, selbst Thränen vergießen sahen.

Thränen, die eine düstere Vorahnung ihm erpreßte, welche er sich zwar nicht verdeutlichen konnte, die ihm aber beständig zuflüsterte, daß entweder ihre Anwesenheit in Saumur den Grund zu wichtigen Folgen legen würde, die nicht beglückend für Beide ausfielen, oder daß der Tod sich Einen von ihnen, wahrscheinlich ihn, weil er der älteste war, zu seiner Beute auserſehen habe.

Er übertrug seine Wehmuth auch auf Gabrielen und die Gräfin, weshalb auch sie Beide sehr bewegt ihm Lebewohl sagten, dann schnell ihren Reisewagen, gefolgt von Susannen, bestiegen, und von vier starken Pferden gezogen, nach der nächsten Poststation fuhren, wo bereits andere schon ihrer harrten, weshalb sie mit solchem Wechsel schon am Abende, wenn gleich nicht zeitig, nach Saumur kamen.

Gabriele hatte dem Doktor fest versprechen müssen, daß sie ihm wenige Tage nach ihrer Ankunft in Saumur schreiben wollte, und er erwartete diesen Brief mit einer wahren Sehnsucht des Herzens.

Um so größer war anfänglich seine Freude, als er endlich ein Schreiben von ihr erhielt, über dessen Inhalt jeder Andere seine Zufriedenheit geäußert hätte; während er daran viel auszusetzen hatte, als er noch denselben Tag es beantwortete.

Gabriele war bei Allem, was sie ihm mittheilte, nach seiner Ansicht nicht genug ausführlich gewesen. Sie hätte wohl hunderterlei Fragen, die er in Gedanken an sie richtete, errathen und beantworten müssen, auch ohne daß er solche gegen sie aussprach. Vier Seiten voll geschrieben an einen alten Freund, dem sie so theuer war, dünkte ihm bei weitem zu wenig, und er wollte mit seinen Vorwürfen darum nicht karg sein; sie mit dringenden Ermahnungen dahin bringen, daß sie sich künftig bessere.

Nun aber beschloß er, wenigstens ihren Brief so oft wiederholt täglich zu lesen, bis ein zweiter von ihr anlange, und weil es in der Regel laut geschah, damit er im Stande war, jedes Wort seinem Gedächtnisse einzuprägen, so können wir ja wohl auch vernehmen, was sie schrieb:

„Mein bester Herr Doktor!

„So muß ich wohl der schicklichen Form wegen

Sie in der Ueberschrift zu diesem Briefe anreden. Aber in den fortlaufenden Zeilen bleibt es bei dem, was mein Herz verlangt, und das will Sie Freund, meinen lieben Freund nennen, und dazu leitete meine theure Großmutter selbst mich an, indem sie die Ueberschrift dieses Briefes las; denn wie ein wahrer Freund, äußerte sie, hat der gute Doktor sich uns von jeher bewiesen.

„Nun also, mein lieber Freund, vernehmen Sie, daß ich mein Versprechen, Ihnen möglichst bald nach unserer Ankunft in Saumur zu schreiben, gern erfülle.

„Zuerst begreiflicherweise über das Befinden der Gräfin von Saint=Croix.

„Am Anfange unserer Reise war das befriedigend, indessen darauf nicht besonders zu loben. Das Ungewohnte einer solchen anhaltenden Bewegung im Freien bei schon eingetretener rauher Witterung hat die daran nicht Gewöhnte gewiß unangenehm berührt, aber hier wird sie sich bald wieder besser befinden, denn die Freude, die sie im Umgange mit ihrer Jugendfreundin genießt, wird meine geliebte Großmutter stärken.

„Frau von Callimare ist unübertrefflich in ihrer Eigenschaft, kränkliche Personen zu pflegen, und will ich gegen Sie aufrichtig sein, so muß ich es bekennen, daß ich ihr darin weit nachstehe, denn sie weiß aus Erfahrung, was schon betagten Leuten angenehm und nützlich ist.

„Nun, wie steht es, loben Sie mich nicht, mein

theurer Freund, meiner Bescheidenheit wegen, da Sie sich doch erinnern werden, wieviel ich mir sonst darauf einbildete, eine recht sorgsame und gut geübte Krankenpflegerin zu heißen?

„Frau von Callimare empfing meine geliebte Pflegemutter und mich mit einem solchen Erguß von Freude über unsere Ankunft, daß wir davon gerührt wurden. Dann betrachtete sie mich aufmerksam, wobei sie behauptete, daß ich meiner seligen Mutter vollkommen ähnlich geworden, seitdem sie mich nicht gesehen habe, und ebenso schön wie diese sei, ja wohl noch bei weitem schöner wie Frau von Beaulieu. Ist das wohl wahr, mein theurer Freund?

„Wissen Sie, wie sich meine geliebte Großmutter darüber äußerte?

„Nun, Sie sollen es durch mich erfahren. — „Nein," — sagte sie, — „so schön, wie ihre Mutter, ist Gabriele keineswegs, aber ebenso gut, wie diese war." —

„O, wenn ich diesen Lobspruch doch wirklich verdiente! Wenigstens werde ich darnach streben.

„Frau von Callimare behauptete gleich nach unserer Ankunft in Saumur, daß sie uns so bald nicht wieder von sich fortlassen würde, und hatte auch schon vorher alle Maßregeln dazu getroffen, um uns jeden Gedanken an einen Widerspruch zu benehmen. Wir werden uns also lange nicht wiedersehen, mein theurer

übelsten Witterung einen armen Kranken durch seinen Zuspruch zu erfreuen dachte.

Aber wie mußten sie sich vollends bewegt fühlen, als sie im Augenblicke ihrer Trennung den sonst anscheinend rauhen Mann, der jedes feinere und edlere Gefühl bei allen Gelegenheiten, wo Andere es gern zeigen, zu verschleiern sich ernstlich bemühte, der immer zu schelten pflegte, wenn er um irgend einer Ursache willen sie weinen sah, nun, indem er ihnen die Hand zum Abschied reichte, selbst Thränen vergießen sahen.

Thränen, die eine düstere Vorahnung ihm erpreßte, welche er sich zwar nicht verdeutlichen konnte, die ihm aber beständig zuflüsterte, daß entweder ihre Anwesenheit in Saumur den Grund zu wichtigen Folgen legen würde, die nicht beglückend für Beide ausfielen, oder daß der Tod sich Einen von ihnen, wahrscheinlich ihn, weil er der älteste war, zu seiner Beute ausersehen habe.

Er übertrug seine Wehmuth auch auf Gabrielen und die Gräfin, weshalb auch sie Beide sehr bewegt ihm Lebewohl sagten, dann schnell ihren Reisewagen, gefolgt von Susannen, bestiegen, und von vier starken Pferden gezogen, nach der nächsten Poststation fuhren, wo bereits andere schon ihrer harrten, weshalb sie mit solchem Wechsel schon am Abende, wenn gleich nicht zeitig, nach Saumur kamen.

Gabriele hatte dem Doktor fest versprechen müssen, daß sie ihm wenige Tage nach ihrer Ankunft in Saumur schreiben wollte, und er erwartete diesen Brief mit einer wahren Sehnsucht des Herzens.

Um so größer war anfänglich seine Freude, als er endlich ein Schreiben von ihr erhielt, über dessen Inhalt jeder Andere seine Zufriedenheit geäußert hätte; während er daran viel auszusetzen hatte, als er noch denselben Tag es beantwortete.

Gabriele war bei Allem, was sie ihm mittheilte, nach seiner Ansicht nicht genug ausführlich gewesen. Sie hätte wohl hunderterlei Fragen, die er in Gedanken an sie richtete, errathen und beantworten müssen, auch ohne daß er solche gegen sie aussprach. Vier Seiten voll geschrieben an einen alten Freund, dem sie so theuer war, dünkte ihm bei weitem zu wenig, und er wollte mit seinen Vorwürfen darum nicht karg sein; sie mit dringenden Ermahnungen dahin bringen, daß sie sich künftig bessere.

Nun aber beschloß er, wenigstens ihren Brief so oft wiederholt täglich zu lesen, bis ein zweiter von ihr anlange, und weil es in der Regel laut geschah, damit er im Stande war, jedes Wort seinem Gedächtnisse einzuprägen, so können wir ja wohl auch vernehmen, was sie schrieb:

„Mein bester Herr Doktor!

„So muß ich wohl der schicklichen Form wegen

Sie in der Ueberschrift zu diesem Briefe anreden. Aber in den fortlaufenden Zeilen bleibt es bei dem, was mein Herz verlangt, und das will Sie Freund, meinen lieben Freund nennen, und dazu leitete meine theure Großmutter selbst mich an, indem sie die Ueberschrift dieses Briefes las; denn wie ein wahrer Freund, äußerte sie, hat der gute Doktor sich uns von jeher bewiesen.

„Nun also, mein lieber Freund, vernehmen Sie, daß ich mein Versprechen, Ihnen möglichst bald nach unserer Ankunft in Saumur zu schreiben, gern erfülle.

„Zuerst begreiflicherweise über das Befinden der Gräfin von Saint-Croix.

„Am Anfange unserer Reise war das befriedigend, indessen darauf nicht besonders zu loben. Das Ungewohnte einer solchen anhaltenden Bewegung im Freien bei schon eingetretener rauher Witterung hat die daran nicht Gewöhnte gewiß unangenehm berührt, aber hier wird sie sich bald wieder besser befinden, denn die Freude, die sie im Umgange mit ihrer Jugendfreundin genießt, wird meine geliebte Großmutter stärken.

„Frau von Callimare ist unübertrefflich in ihrer Eigenschaft, kränkliche Personen zu pflegen, und will ich gegen Sie aufrichtig sein, so muß ich es bekennen, daß ich ihr darin weit nachstehe, denn sie weiß aus Erfahrung, was schon betagten Leuten angenehm und nützlich ist.

„Nun, wie steht es, loben Sie mich nicht, mein

theurer Freund, meiner Bescheidenheit wegen, da Sie sich doch erinnern werden, wieviel ich mir sonst darauf einbildete, eine recht sorgsame und gut geübte Krankenpflegerin zu heißen?

„Frau von Callimare empfing meine geliebte Pflegemutter und mich mit einem solchen Erguß von Freude über unsere Ankunft, daß wir davon gerührt wurden. Dann betrachtete sie mich aufmerksam, wobei sie behauptete, daß ich meiner seligen Mutter vollkommen ähnlich geworden, seitdem sie mich nicht gesehen habe, und ebenso schön wie diese sei, ja wohl noch bei weitem schöner wie Frau von Beaulieu. Ist das wohl wahr, mein theurer Freund?

„Wissen Sie, wie sich meine geliebte Großmutter darüber äußerte?

„Nun, Sie sollen es durch mich erfahren. — „Nein,“ — sagte sie, — „so schön, wie ihre Mutter, ist Gabriele keineswegs, aber ebenso gut, wie diese war.“ —

„O, wenn ich diesen Lobspruch doch wirklich verdiente! Wenigstens werde ich darnach streben.

„Frau von Callimare behauptete gleich nach unserer Ankunft in Saumur, daß sie uns so bald nicht wieder von sich fortlassen würde, und hatte auch schon vorher alle Maßregeln dazu getroffen, um uns jeden Gedanken an einen Widerspruch zu benehmen. Wir werden uns also lange nicht wiedersehen, mein theurer

Freund, wenn Sie sich nicht dazu entschließen können, uns hierher zu folgen, und wissen Sie, daß mir Frau von Callimare den Auftrag gegeben hat, Sie zu uns einzuladen?

„Nun, das geschieht jetzt von mir in aller Form. Ja, ja, kommen Sie, mein bester Doktor, kommen Sie recht bald zu uns und wundern Sie sich darüber, wie lebendig es hier im Hause der Frau von Callimare zugeht.

„Sie werden nun wünschen, daß ich Ihnen davon eine Schilderung entwerfe, und das soll auch geschehen, aber zuvor muß ich doch der beiden Nichten der Frau von Callimare erwähnen.

„Freilich werde ich mit meiner Beschreibung hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, denn das Schöne muß man selbst sehen, um richtig seinen Werth zu beurtheilen, aber wenigstens will ich doch den Versuch wagen, und ebenso Stephanien wie Hortensien Gerechtigkeit wiederfahren lassen, indem ich Ihnen Beide als überaus liebreizend anpreise.

„Mein erstes Zusammentreffen mit ihnen machte auf mich einen besonders angenehmen Eindruck, obgleich sie im Grunde Nichts dazu beitrugen, um ihn zu erwecken, vielmehr mich anstarrten, ohne ein Wort zu sprechen, gleichsam mit Erstaunen.

„Später jedoch benahmen sie sich ungemein freund-

lich gegen mich und ließen mir wenig zu wünschen übrig.

„So kam es von Stunde zu Stunde besser, und gegenwärtig zeigen sie sich mir so liebenswürdig, wie eine Schwester nur irgend gegen die andere es vermag. Sie ersuchten mich auch, sie so vertraulich mit dem Worte Du anzureden, und ich habe es ihnen versprechen müssen.

„Stephanie und Hortensia ähneln zwar einander, allein sie sind doch auch wieder in vieler Beziehung von einander verschieden, denn Hortensia ist bei weitem heiterer als ihre Schwester; ich versichere Ihnen, mein lieber Freund, beinahe muthwillig. Sie berührt kaum den Fußboden, wenn sie geht. Man möchte behaupten, daß sie darüber hinschwebt.

„Wie gern scherzt sie, wie herzlich lacht sie bei jeder Veranlassung dazu, und sie hört nicht auf, Stephanie wie mich zu necken, jedoch ohne uns jemals dabei zu verletzen.

„Vielmehr liefert sie so einfach den Beweis ihrer Herzensgüte. Indessen ist ganz dasselbe von ihrer Schwester zu behaupten, nur mit dem Unterschiede, daß diese weit ernster und gesetzter in ihrem Benehmen ist, was ihr, als der älteren von ihnen, auch zukommt.

„Beide Schwestern haben schon verschiedene Heirathsanträge zurückgewiesen, was Frau von Callimare sehr betrübt, die es meiner Großmutter erzählt, und

Susanne, die dabei zugegen war, mir wieder mitgetheilt hat. Allein sie hatten keine Zuneigung zu diesen jungen Männern und wollten sich deshalb nicht mit einem von ihnen vermählen, obgleich alle als gute Partien zu betrachten waren. Finden Sie das nicht natürlich? Ich gewiß, und würde in gleichem Falle wie diese jungen Damen handeln, denn wie kann man sich für sein ganzes Leben an einen Gegenstand ketten lassen, den man nicht liebt?

„Doch, um von etwas Anderem zu sprechen, denn ich werde ja nicht damit bedroht, eine Verstandesheirath zu schließen — oder, wie — meinen Sie, daß ich jemals in eine solche Lage versetzt werden könnte? Nein, mich, das Kind ihrer noch so heiß von meiner Großmutter geliebten Tochter, wird sie nicht dazu zwingen, gegen meinen Willen mich zu verheirathen.

„Also — wie gesagt, von Etwas Anderem zu reden. Uebermorgen wird hier ein sehr glanzvoller Ball stattfinden, den wir natürlich besuchen müssen. Aber ich finde es in der That ein wenig langweilig, daß man von sonst gar Nichts sprechen hört, als von den Gegenständen, mit welchen die beiden Schwestern sich putzen und schmücken wollen.

„Die Schneider, Putzhändlerinnen u. s. w. folgen einander den ganzen Tag. Sie lassen sich Schachteln und Kisten von verschiedener Größe nachtragen, und unsere Zimmer sehen wie die von einem Waarenmagazin

aus, in dem die hunderterlei Gegenstände, welche zu einer Damentoilette erforderlich, sämmtlich zu kaufen sind. Alle Stühle und Tische hat man mit dergleichen Sachen bedeckt.

„Und nun möchten Sie zum Schlusse dieses Briefes wohl gar gern wissen, wie sich an dem Ballabende Ihre Gabriele herauszuputzen gedenkt?

„Je nun, geben Sie mir ein gutes Wort und Sie sollen es erfahren.

„Meine Großmutter hat, wie Ihnen bekannt ist, vor einiger Zeit den Schmuck meiner Mutter in Paris neu fassen lassen und meinte, daß ich ihn auf dem bevorstehenden Ball anlegen sollte. Auch brachten die beiden Schwestern Kreppe von rosenrother oder blauer Farbe in Vorschlag. Aber daraus wird Nichts, gab ich ihnen sämmtlich zur Antwort; denn mein Ballkleid habe ich schon bereits gewählt.

„Sie glaubten, daß ich besseren Stoff vorgezogen hätte, aber wie erstaunten sie, als ich im ganz einfachen weißen Florkleid vor sie trat, nur eine weiße Rose in den Haaren, und eine neben meinem Fächer in der Hand. Ohne allen Schmuck, den mir Susanne aufbewahren mußte.

„Die beiden Schwestern befanden sich schon im höchsten Staate in dem Zimmer, worin sich ihre Tante und meine Großmutter aufhielten; denn sie hatten es nicht erwarten können, sich so ihnen zu zeigen, und ich

sah ihnen an, daß sie mit meiner Toilette nicht zufrieden waren.

„Als Frau von Callimare mich erblickte, rief sie aus: — „Ach, ganz wie ihre selige Mutter sieht sie aus!“— und die Gräfin setzte hinzu: — „Ja, in diesem Anzuge siehst Du ihr zum Sprechen ähnlich, und ich meine, meine Leontine noch zu besitzen, indem ich Dich ansehe.“ —

„Ich warf mich in ihre Arme und sagte sie umschließend: Ich liebe Sie ja auch so, wie meine Mutter es mehr nicht gekonnt hätte, und wenn ich nur weiß, daß ich ihr weißgekleidet am ähnlichsten sehe, so sollen Sie in der Folge manchesmal durch mich getäuscht werden, damit Sie auf Augenblicke wenigstens glauben, daß Sie ihre geliebte Tochter noch am Leben besitzen.

— „Sogar die weißen Rosen vor der Brust und in der Hand vermisse ich nicht —,“ sagte meine Großmutter, mich unter Thränen betrachtend, die ihren Augen unwillkürlich entströmten, indem sie fortfuhr: „schon ganz angekleidet, bevor sie zur Trauung ging, verlangte sie noch nach solchen, befestigte sie selbst in den Locken neben dem Kranze von Orangenblüthen, den sie nach der Sitte unseres Landes trug, nahm auch welche in die Hand und kniete dann vor mir nieder, um meinen Segen zu empfangen.“ —

„So wie ich jetzt,“ rief ich aus, und kniete vor ihr

nieder. Sie aber dachte nicht daran, daß meine Mutter damals zu ihrer Trauung ging, ich aber nur Willens war, mich auf einen Ball zu begeben, sondern segnete mich mit so vieler Rührung, wie damals ihre Leontine.

„O, was ist der Brief lang geworden! Und was enthält er? Nur lauter Beschreibungen von den Vorbereitungen zu einem Balle. Nur von meiner unbedeutenden Person erzähle ich Ihnen. Werden Sie mich darum auslachen oder mich tüchtig deshalb schelten?

„Mögen Sie das Eine oder das Andere, wenn Sie nur ein wenig gut bleiben Ihrer

Gabriele.“

„Man behauptet, und das werden Sie ja wohl wissen, mein theurer Freund, daß kein weibliches Wesen einen Brief versiegeln kann, ohne ihm vorher noch eine Nachschrift hinzu gefügt zu haben. Ja, man will sogar annehmen, daß wir eine Art von Privilegium besitzen, welches dieses Recht uns zusichert, während eine Nachschrift, von Männern in einem Briefe angebracht, ihnen nicht ohne Grund als eine Unschicklichkeit zur Last gelegt wird.

„Aber jedenfalls werden Sie diese Nachschrift gewiß entschuldigen, wenn ich voranschicke, daß mich mein Herz dazu auffordert, in das Ihrige die Klage niederzulegen, daß ich Ursache finde, mich zu betrüben.

„Stellen Sie sich vor, kurz vor dem Balle, wel-

chen wir besuchen wollten, bekam meine gute Großmutter wieder einen Anfall ihrer fatalen Gicht. Ich entschloß mich also darum bei ihr zu bleiben und sie, wie gewöhnlich, zu pflegen. Aber — glauben Sie, daß sie es zugab? Im Gegentheile, sie bestand darauf, daß Susanne die eine Nacht bei ihr meine Stelle versehe und stellte mich unter den Schutz der Frau von Callimare.

„Eigentlich habe ich Ihnen das gleich am Anfange dieses Briefes mittheilen wollen, aber ich bin hier manchmal wirklich etwas zerstreut und hatte den erwähnten Umstand rein vergessen.

„Auch Frau von Callimare war derselben Meinung, und ihre Nichten drangen auf meine Begleitung, ich ließ mich also überreden und willigte ein, ohne die Gräfin von Saint-Croix den Ball zu besuchen.

„Aber — was werden Sie, mein theurer Freund dazu sagen? Wollen Sie darum auf mich böse werden? Nun, nun, beruhigen Sie sich nur, ich erzähle Ihnen auch in einem nächsten Briefe, um Sie wieder mit mir zu versöhnen, recht viel vom Balle und aller seiner Herrlichkeit, denn heute ist es unmöglich, indem wir Gesellschaft erwarten."

„Wirklich," rief der Doktor, nachdem er Gabrielens Brief gelesen hatte ganz ärgerlich gestimmt aus: „das Weibervolk dort in Saunur wird meiner lieben Gabriele noch den Kopf verdrehen, wenn sie nicht bald

zurückkommt. Gute Anlagen zeigt sie dazu schon jetzt; setzt das, womit sie ihren Brief beginnen sollte, als Nachschrift; spricht vom nicht heirathen wollen, ohne zu lieben; hat mithin wohl gar schon Betrachtungen darüber angestellt, was es mit dem Lieben für eine Bewandtniß hat; besucht ohne die Begleitung ihrer Großmutter einen Ball und denkt mich durch einen Brief für Alles das verstummen zu machen, den ich vielleicht gar nicht einmal bald bekomme. Aber warte nur, mein kleiner, loser Vogel, der sich in seinem Freiheitstaumel ganz glücklich zu fühlen scheint; ich werde schon gewiß dafür Sorge tragen, daß Du, und zwar sehr bald, wieder in Deinen Käfig zurückkehren mußt."

Dieses Selbstgespräch wiederholte der Doktor im Laufe des Tages mit verschiedenen Variationen und beschloß den ersten Brief der Gräfin ganz in seinem Sinne zu beantworten.

Indessen sehnte er sich darnach vergebens, denn die Gräfin befand sich noch fortdauernd unwohl.

Endlich langte von Gabrielen der ihm in ihrem ersten Briefe zugesagte zweite an und stellte ihn ebenso wenig zufrieden, als jener, indem sie darin hauptsächlich nur von dem Balle erzählte, und was sie da Alles gesehen, was sie gehört hatte. Sie schrieb nur von den

glanzvollen Toiletten der jüngeren Damen; von der herrlichen Musik, und daß sie zu jedem Tanze wohl dreimal, zu manchem gar noch mehrere Male sei aufgefordert worden.

Das wußte ihr aber der Doktor keineswegs Dank, im Gegentheile wurde er nur noch ärgerlicher gestimmt, und haderte nicht nur in Gedanken auf das Treiben seiner ihm sonst so Lieben, sondern machte dieser Gemüthsstimmung auch gegen seinen treuen Diener Lorenz Luft, und wenn dieser sein von ihm beinahe angebetetes Fräulein und deren ebenso geliebte Großmutter entschuldigen wollte, so richtete sich jedesmal das Donnerwetter gegen ihn, und der Doktor schleuderte dessen Blitze ihm durch heftig gegen ihn ausgesprochene Worte entgegen; denn Gabriele hatte in diesem Briefe auch nicht ein Wort geschrieben, das Bezug auf sie selbst gehabt hätte, außer wenn die Rede auf's Tanzen kam. Nein, denn sie wollte nicht aufrichtig ihm das Vorgefallene mittheilen; ebenso wenig wie ihrer Großmutter, oder irgend einem andern Menschen.

Indessen wird es doch wohl mit der Zeit bekannt werden, was sich auf jenem für sie so verhängnißreichen Balle begeben hatte, und was sie selbst dabei empfand.

Gabriele hatte jenen Ball ohne Bedenken, von Frau von Callimare beschützt, besuchen können, da ihre Großmutter nur an der Gicht zu leiden hatte, mithin keineswegs eine Gefahr für sie zu befürchten war, wenn sie sich nur schonte.

Sie selbst aber drang darauf, daß Gabriele einem Vergnügen nicht entsagen dürfe, das zu genießen sie sich schon lange und unendlich gefreut hatte, indem sie darauf rechnen konnte, daß sie schön zu tanzen verstand, weil sie darin gut unterrichtet worden war.

Frau von Callimare erregte gleich bei ihrem Eintritte in den Ballsaal ihrer schönen Begleiterinnen wegen allgemeines Aufsehen, und es ließen sich eine Menge Tänzer ihnen durch die Unternehmer des Balles vorstellen.

Man mühte sich förmlich ab, um von ihnen eine Zusage zu erhalten; aber besonders war es Gabriele, deren ungewöhnliche Schönheit und Liebreiz eine allgemeine Bewunderung erweckte.

Alle Damen, welche noch darauf Anspruch machen konnten, zu gefallen, oder es doch erstrebten, wurden mit Neid gegen sie erfüllt, und weil sie keine Gelegenheit gab, daß man ein böswilliges Urtheil über sie fällen konnte, weil sich ihre Bescheidenheit gleich bemerkbar machte, so tasteten ihre scharfen Zungen wenigstens ihren Anzug an, denn konnte die Gräfin von Saint-Croix ihre Enkelin in einem so einfachen Florkleide

ohne Garnitur auf einem Balle erscheinen lassen? So ohne jeden Schmuck von edeln Steinen, nur mit künstlichen Rosen im Haare und in der Hand?

Es war nach ihrer Meinung nicht zu verantworten, und noch weniger von Seiten der anwesenden Männer, daß sie dieses Landfräulein, wie Gabriele von ihnen bezeichnet wurde, ihnen vorgezogen, die eine Menge Aufforderungen zu den verschiedenen Tänzen ablehnen mußte, eben deshalb, weil man sie so dazu drängte.

Nur Einer aus der anwesenden Männerwelt, er, mit dem sie doch vorzugsweise gern getanzt hätte, schien nicht daran zu denken, sie darum zu bitten. Er tanzte überhaupt nicht, sondern stand an dem Ausgange des Saales an eine Säule gelehnt, worauf die Decke desselben ruhte, und sah dem Treiben um ihn her zu.

Es war ein großer, schön gewachsener, junger Mann, dessen Gesichtszüge gleichfalls auffielen, nur sah er für sein Alter viel zu ernst aus und schien auch nicht gern sich zu unterhalten; wenn es aber geschah, so ließ er es darauf ankommen, daß Andere ihn zuerst anreden, und das geschah zuweilen von Personen, die in verschiedenem Alter standen.

Er fiel gleich nach ihrem Eintritte in den Saal Gabrielen auf; sie blickte also anfänglich ihn an, bis sie zu bemerken glaubte, daß er auch sie gleichfalls ansah, und besonders dann, wenn ein Zufall sie, während sie tanzte, in seine Nähe placirte.

Begreiflicherweise vermied sie es nun, mit ihrem Blicke dem seinigen zu begegnen, und wenn es dennoch so kam, dann senkte sie das Auge zu Boden.

Während einer Pause sagte Stephanie zu ihrer Schwester, als Gabriele neben dieser saß: „Ach, Hortensia, es ist doch recht abscheulich von unsern jungen Herrn, daß sie die arme Emilie von Verdue zu keinem einzigen Tanze auffordern, und nur darum, weil sie weder schön noch reich oder geschmackvoll gekleidet ist. Der dort im schwarzen Anzuge, der immer uur den Tanzenden zusieht, könnte auch etwas Besseres beginnen. Wer er nur sein mag? Er scheint wenige von den Anwesenden hier zu kennen. Gehen Sie doch — gehen Sie, mein Herr, und fordern Sie das arme Mädchen zum nächsten Tanze auf. Sie werden sich dadurch ein Verdienst beim lieben Gott erwerben, wenn Sie sich ihm von Herzen besser zeigen, als die Uebrigen von Ihres Gleichen.“

„Aber sie ist doch auch gar zu häßlich und heute besonders geschmacklos angezogen. Wie könnten wir also dem schönen, jungen Manne, der ohnehin kein Freund von diesem Vergnügen zu sein scheint, zumuthen wollen, mit ihr zu tanzen?“ erwiederte Hortensia. „Nein, das wäre im höchsten Grade unbillig.“

„Seht doch das arme Mädchen nicht so lange an, denn er richtet beständig den Blick zu uns her,“ sagte

Gabriele endlich, „und ich glaube wahrhaftig, daß er errâth, von was wir uns unterhalten.“

„So ist es gewiß,“ versicherte Stephanie freudig „und glaubt mir, das hat sein Gutes; denn — wirklich, er geht hin zu dem Fräulein von Verdue, er spricht mit ihr — er fordert sie wahrhaftig zur nächsten Française auf, die getanzt wird.“

„Was Du Dir nicht Alles einbildest,“ versetzte Hortensia, „und doch — sie steht auf — er will in der That mit dem häßlichen, ganz geschmacklos gekleideten Mädchen des ganzen Balles tanzen. Nun — das nenne ich einen guten Geschmack. Warum wählt er nicht eine von uns? Gabriele ist ja so schön, wie ein Engel und schwebt nur gleichsam im Tanze dahin.“

Sie nannte ihre Freundin, dachte aber zuversichtlich dabei an sich selbst. Allein ihr Gedankenflug ward bald unterbrochen; denn es näherten sich ihnen die Herren, mit welchen sie zum nächsten Tanz engagirt waren, und mit diesen verließen sie ihre Plätze.

Es war, als ob der schwarzgekleidete, schöne Fremde sich für seine Aufopferung, mit einem so häßlichen Mädchen getanzt zu haben, selbst einen Lohn verschaffen wollte; denn gleich nach dem er sie wieder zu ihrem Sitze geführt hatte, begab er sich zu Gabrielen und ersuchte sie, ihm die Ehre zu erzeigen, mit ihm zu tanzen.

Während es geschah, sprach er zwar nicht fortwährend mit ihr, aber Alles, was er sagte, war so ganz anders, als sie sonst von ihren Tänzern zu hören gewohnt war, weshalb sie es auch besser in ihrem Gedächtnisse aufbewahren konnte, als es sonst geschah. Nur wer das Vergnügen hatte mit ihr zu tanzen, davon sprach er kein Wort, und sie konnte kaum errathen, daß er in Paris für immer sich aufhielt, auch vor nicht langer Zeit von dort nach der Vendee gekommen war und wieder dahin zurückging. Darauf brachte auch sie im Gespräche an, daß ihr Vater gleichfalls dort lebte, wobei sie seinen Namen nannte.

Zu ihrem Erstaunen fuhr der Fremde zusammen, als er sie den Namen Beaulieu aussprechen hörte. Er erschrak also, aber weshalb? Und warum gab er ihr, wie es den Anschein hatte, sehr zerstreut auf eine gleichgültige Frage eine Antwort, die gar nicht darauf paßte?

Indessen wurden ihre Betrachtungen unterbrochen, denn die Musik schwieg, und der schwarzgekleidete Fremde führte sie zurück zu ihren Freundinnen neben deren Mutter.

Hortensia und Stephanie meinten, daß jetzt die Reihe mit dem schönen Manne zu tanzen auch an sie kommen würde. Aber er entfernte sich aus ihrer Nähe, ohne eine von ihnen dazu aufzufordern, wodurch er begreiflicherweise ihre Ungnade sich zuzog.

Aus diesem Grunde konnte es Hortensia kaum erwarten, bis sie nach dem nächsten Tanze zu Gabrielen gelangen konnte, der sie in demselben Augenblicke zuflüsterte:

„Ich habe mich darnach erkundigt, ob dieser Fremde einen Rang in der Gesellschaft hat, aber es kennt ihn Niemand. Der ihn hier einführte, ist einer der unbedeutendsten Theilnehmer an dem heutigen Feste, und wenn es wahr ist, was man vermuthet, so bringt Dein Tanzen mit ihm Dir wenig Ehre, denn —"

Sie ward durch einen Herrn verhindert, weiter zu sprechen, der sich einen Tanz von ihr erbitten wollte, und Gabriele ward in demselben Augenblicke ebenfalls engagirt.

Diese vernahm also nicht, was Hortensia weiter sagen wollte, und verlor sie dabei ganz aus dem Gesicht, denn das Gedränge rund um sie her ward groß, da der Saal für die daran Theilnehmenden beinahe zu klein war.

Jedoch konnte Gabriele plötzlich den schönen Fremden wahrnehmen, der sich, so schnell wie die Umstände es nur zuließen, zu ihr hinschob und ihrem Ohre ganz nahe sagte:

„Ich möchte Ihnen, mein Fräulein, hier eine Karte übergeben und Sie bitten, dieselbe gut aufzubewahren, ja in der Folge sie sogar beständig bei sich zu tragen, denn es könnte kommen, daß die wenigen Worte,

welche darauf geschrieben sind, von wesentlichem Nutzen für Sie wären, und wie glücklich möchte ich dadurch werden, wenn ich dazu beigetragen hätte, diesen Nutzen Ihnen zu verschaffen.“

Bei diesen Worten drückte er Gabrielen, die sich von ihrem Erstaunen über das, was sie eben vernahm, noch nicht erholt, die Karte, von der er eben sprach, in die Hand, welcher dabei der Strauß von weißen Rosen entglitt, den sie in derselben hielt.

Das mochte wohl der Fremde bemerken, denn er bückte sich, um sie aufzuheben, aber er stellte die Blumen ihr nicht zurück, wie sie es erwarten konnte, sondern drückte sie an seine Lippen und entfernte sich damit schnell aus Gabrielens Nähe.

Welche Kühnheit! Gabriele zitterte vor Angst, daß Jemand bemerkt haben könnte, was der Fremde gethan, daß man urtheilen möchte, er sei ein begünstigter Verehrer von ihr, der mit ihr im Einverständnisse so vertraulich gegen sie gewesen sei.

Jedoch diese Befürchtung war grundlos, denn Jeder, der sich in Gabrielens Nähe befand, war nur darauf bedacht, sich selbst und seiner Dame eine gute Stelle für den nächsten Tanz zu verschaffen und sie aus dem sie umgebenden Gedränge zu befreien. In jedem Falle aber dachten alle die Gegenwärtigen nur an sich selbst und daran, einen Vortheil für sich zu erreichen. Nur die Blicke, welchen zu begegnen sie gern vermei-

den wollte, waren auf sie gerichtet, die des Fremden, der fortfuhr, sie unausgesetzt zu beobachten.

Wußte sonst Niemand, außer Gabrielen, was ihr eben begegnet war?

O doch, eine Person, der sie es gern vorenthalten hätte, Hortensia stand zufällig dicht hinter ihr und hatte sie unaufhörlich beobachtet.

Der schöne Fremde fand ihren Beifall, sie sah ihm also mit besonderem Interesse zu, als er sich mühsam bis zu Gabrielen hindrängte. Sie nahm es wahr, daß er ihr einen Gegenstand, — was, konnte sie freilich nicht unterscheiden — in die Hand drückte, die aufgehobenen, getreu der Natur nachgebildeten Pariser Blumen an seine Lippen preßte und dann erst sich aus Gabrielens Nähe entfernte.

Gabriele sah es gleich, daß Hortensia das Alles bemerkt hatte, und dies war ihr im höchsten Grade unangenehm, denn ohne ihn würde sie gegen die beiden Schwestern von dem Vorgefallenen Nichts erwähnt haben, während sie nun ihnen ein offenes Geständniß davon ablegen mußte, wenn sie nicht den Verdacht auf sich wälzen wollte, daß ihr der Fremde bekannt sei und mit ihr im Einverständnisse gehandelt habe.

Ehe der Tanz zu Ende war, zu dem sie eben angetreten war, konnte Hortensia sie nicht erreichen, dann aber suchte sie, von ihrem Tänzer geführt, Gabrielen auf, die sie schon an ihrem ehemaligen Platze fand, setzte sich neben sie und flüsterte ihr leise ins Ohr:

„Um des Himmels willen sage mir, Gabriele, wie Du mit dem Menschen — ich meine mit dem, der Dir so vertraulich Etwas in die Hand drückte, Deinen Strauß Rosen küßte und sie mit sich fortnahm — so bekannt geworden bist, daß er diese Kühnheit Dir hat zeigen dürfen? Und — weißt Du etwa gar, was man behaupten will, wer er ist? Einer der Anführer der Volkspartei. Vielleicht ein Handwerker, ein Schneider oder Fleischer. In jedem Falle aber ein Schlechtdenkender, denn er ist gegen die Sache unseres Königs."

„Wenn es so ist," stammelte Gabriele endlich, „so begreife ich nicht —"

„Wie er hierher kommt," unterbrach sie Hortensia, „das wolltest Du doch sagen? Ja, das ist mir selbst ein Räthsel, da man sich doch sonst auf unseren Bällen nur in guter Gesellschaft befindet. Aber — wohin brechen diese Giftpilze sich nun nicht Bahn? Sie wuchern wie Unkraut in unsern Gärten fort, und es wird wohl die höchste Zeit sein, sie mit Gewalt aus unserem lieben Vaterlande zu vertilgen. Doch — wie, weißt Du denn wirklich nicht, wer der schwarz Gekleidete ist?"

Gabriele schüttelte den Kopf, denn sie vermochte nicht zu antworten. Der Schrecken über die ihr eben gewordene Mittheilung hatte ihr die Sprache genommen, denn sie mußte es sich selbst eingestehen, daß dieser Fremde ihr nicht mehr ganz gleichgültig war, und nun hatte sie erfahren, wie tief die Kluft war, die sie von ihm trennte. Ihr Herz, das stärker klopfte, so oft sie seiner gedachte, mußte sie von ihm abwenden, sobald es sich bestätigte, daß er zur Volkspartei gehörte, die mit dem Plane umging, Ludwig XVI. zu entthronen.

„Nun, das begreife ich nicht," fuhr Hortensia fort, „Du behauptest ihn nicht zu kennen und läßt Dir doch von ihm irgend einen Gegenstand in die Hand drücken? Du hast ihm Deine Rosen überlassen?"

Hortensia ward in diesem Augenblicke wieder zu einem neuen Tanze abgeholt, während Gabriele versicherte, daß sie sich nicht ganz wohl befinde, mithin sich noch eine Weile ausruhen müsse, bevor sie im Stande sei, weiter zu tanzen, und daher jede Aufforderung dazu ablehnte.

Eigentlich schützte sie diese Ausrede nur vor, um ungehindert dem Gehörten nachdenken zu können, und diesen Zweck erreichte sie, nachdem der nächste Tanz begonnen hatte, denn Frau von Callimare unterhielt sich angelegentlich in Gabrielens Nähe mit einer Bekannten.

Wie fein an Bildung hatte sich ihr der Fremde gezeigt, wie gewählt waren seine Ausdrücke in der Un=

terhaltung, und er sollte ein Handwerker sein? Sie konnte es nicht glauben und hätte ihn eher für einen englischen Lord halten mögen oder für einen französischen Großen vom Hofe — und nun die gemachte Entdeckung!

Es war ihr fürchterlich zu Muthe, und sie konnte sich kaum der Thränen enthalten, als Frau von Callimare sich endlich zu ihr kehrte und zu ihr sagte:

„Hortensia hat mir vorhin eine Geschichte mitgetheilt, aus der ich aber des Geräusches wegen, das hier im Saale herrscht, nicht recht klug werden konnte. Wie war es doch damit, Du hast mit einem Handwerker getanzt? Ich denke Leute aus solchem Stande sind hier gar nicht zugegen.“

„Zu Hause werde ich Ihnen jede Frage beantworten,“ erwiederte Gabriele mit stockender Stimme, „erlassen Sie es mir also gütigst bis dahin.“

„Gut, mein Kind,“ sagte Frau von Callimare, halb darauf hörend, daß neben ihr ein Bekannter zu seiner Dame sagte, daß nach diesem Tanze nur noch einer getanzt werde. Worauf sie Gabrielen zuflüsterte: „Nun, den wollen wir nicht abwarten, sondern bevor er beginnt, nach Hause fahren, ich halte das für anständiger, als bis zum letzten Augenblicke auf einem Balle auszuhalten.“

Gabriele war ganz mit dem Entschlusse der Frau von Callimare einverstanden, die ihn auch gegen ihre

Töchter aussprach, als Beide nach beendigtem Tanze zu ihr zurückkamen, und dabei beharrte, obgleich Hortensia damit nicht zufrieden war, dagegen deren Schwester und Gabrielen vollkommen.

Als sie eben den Ball verlassen wollten, mußten sie in der Nähe des schwarzgekleideten Fremden vorübergehen, der nur einen Blick für Gabriele hatte, aber was für einen! Einen wahrhaft seelenvollen, der es verursachte, daß sie das Auge zu Boden senkte, indem sie den Saal verließen.

Schon im Wagen wollte Hortensia ihre Neugierde befriedigen und bestürmte deshalb Gabrielen mit Fragen, die Frau von Callimare nicht verstehen konnte, und Gabriele zu beantworten nicht geneigt war, weshalb diese wiederholt erklärte, sie werde erst zu Hause angelangt die Neugierde ihrer Freundin befriedigen.

Sie hatte mit der Gräfin von Saint-Croix die Verabredung getroffen, daß Gabriele den Rest der Nacht in dem Zimmer der beiden Schwestern schlafen sollte, um ihre Großmutter nicht zu stören. Aber zuvor begaben sie sich in das Wohnzimmer, wohin Frau von Callimare hatte den Thee bringen lassen, weil sie daran gewöhnt war, nach jeder Abendgesellschaft, besonders nach jedem Balle, einige Tassen davon zu genießen, bevor sie sich zur Ruhe verfügte.

In der Regel leisteten ihr dabei die beiden Schwestern Gesellschaft und pflegten dann die den Abend über

gemachten Bemerkungen so launig vorzutragen, besonders Hortensia, daß deshalb die Zeit pfeilschnell an ihnen vorüberflog und ihre Tante sie jedesmal daran erinnern und ernstlich darauf dringen mußte, daß sie sich endlich zu Bette begaben.

Auch nun in der in Rede stehenden Ballnacht nahmen sie, nach Hause zurückgekehrt, rund um den Theetisch Platz, nahe am Kamine, in dem das Feuer noch brannte, das von Stephanie sorgsam unterhalten wurde, während ihre Schwester darauf drang, daß nun Gabriele ein Geständniß davon ablegen müsse, was ihr der Schwarzgekleidete in die Hand gedrückt, was er ihr ins Ohr geflüstert und was es überhaupt für eine Bewandtniß mit ihm habe.

„Nun, so erzähle doch,“ sagte Frau von Callimare lachend, „denn Du kannst Dich sonst überzeugt halten, daß Hortensia, die bekanntlich sehr neugierig ist, Dir keine Ruhe läßt, bis sie Alles weiß, nach was sie verlangt.“

Gabriele erzählte der Wahrheit getreu, was der Fremde zu ihr gesagt hatte und erregte damit Erstaunen. Frau von Callimare aber fragte endlich:

„Und die Karte? Zeige sie doch her.“

Als Gabriele sie mit großer Verlegenheit aus dem Busen zog — denn wo anders hätte sie die Karte im Ballsaale aufbewahren sollen — lachten die Schwestern, besonders Hortensia laut auf, und Frau von Callimare

mußte sie erst ernstlich zur Ruhe ermahnen, bevor sie das, was auf der Karte stand, lesen konnte. Dann aber sagte sie, diese betrachtend:

„Wie — ist es möglich — der verweilt hier unangetastet in Saumur und besucht sogar mit frecher Stirn einen Ball, ohne zu befürchten, daß er dabei Gefahr läuft, wenigstens seine Freiheit zu verlieren?“

„Von wem sprechen Sie denn, liebe Tante?“ fragten die Schwestern zugleich, und Hortensia setzte hinzu:

„Meinen Sie den Schwarzgekleideten?“

„Allerdings,“ antwortete Frau von Callimare, indem sie fortfuhr, die Karte zu betrachten, „von ihm, dessen Name Euch bekannt sein wird, sobald Ihr ihn vernehmt. Er heißt Marceau und legt sich die Benennung bei: General und Oberbefehlshaber der Westarmee.“

Die beiden Schwestern erstummten vor Erstaunen, Gabriele aber aus Schrecken, während Frau von Callimare fortfuhr:

„Er fordert durch diese Karte, welche von ihm selbst unterschrieben ist, alle diejenigen, welche zur Volkspartei gehören, auf, dem Vorzeiger derselben nicht nur kein Leid zuzufügen, sondern ihn oder sie auch zu beschützen, und zwar in allen vorkommenden Fällen.“

Die Schwestern und Gabriele saßen eine Weile schweigend der Frau von Callimare gegenüber, und auch

diese schien in Nachdenken versunken zu sein. Endlich aber rief Hortensia lebhaft aus:

„Abscheulich! Wie konnte der Freche —“

„Halte ein mit Deinem Urtheile,“ unterbrach sie ihre Tante, „denn die Sache ist aus einem ganz anderen Gesichtspunkte zu betrachten, als sie Euch erscheinen wird; aus einem anderen, als der war, aus dem ich sie selbst vor wenigen Augenblicken noch angesehen habe, weil ich mir keine Zeit zum längeren Ueberlegen gelassen hatte. Ja, sie ist so wichtig, wie sie auf den ersten Blick nicht zu erkennen ist; und wenn ich auch noch nicht erfahren habe, daß die Volkspartei schon wirklich eine Armee organisirt hat, die für die Vendee und überhaupt die Departements, welche sich im Westen befinden, bestimmt wäre, so ist es doch jedenfalls wahrscheinlich.“

„Es war noch nicht die Rede davon —“

„Und kann dennoch so sein,“ unterbrach sie Frau von Callimare abermals, „und wir vernehmen es vielleicht am morgenden Tage schon, denn solche Art von Früchten pflegen schnell zu reifen, und dieser Marceau war sicher nicht ohne Ursache hier, wo ihn Niemand vermuthen konnte, weshalb er auch leider bei uns, wie jetzt in Frankreich in allen Gegenden, seine Anhänger besitzen und deren Kräfte kennen muß, weil er sich sonst nicht in unsere Mitte gewagt hätte.

„Das glaube ich ebenfalls,“ sagte Stephanie mit einem Seufzer, und Frau von Callimare fuhr fort:

„Wie sich nun die uns so unwillkommenen Gäste hier in dieser Gegend benehmen werden, wo sie sicher auf Wiederstand treffen, den uns, wenn auch nicht die Liebe für Ludwig und dessen Gemahlin, was freilich besser wäre, doch die Pflicht vorschreibt, das steht dahin, und es werden Gräuelscenen, Plünderungen und noch eine Menge anderer Fälle, wo sogar unser Leben hart bedroht wird, vorfallen. Dann könnte diese Karte für Gabrielen und deren Großmutter von großem Nutzen sein, und besonders weil sie auf dem Lande wohnen, wo sich solches Volk weit mehr Freiheiten herauszunehmen pflegt, als da, wo sie sich unter den Augen ihrer Oberen befinden. Gabriele wird also nach meiner Ansicht gut daran thun, diese Karte sorgfältig aufzubewahren, und wenn die Volkspartei wirklich in dem jetzt begonnenen Kampfe mit dem Rechte die Oberhand behalten, wenn eine Armee davon sich hier nach dem Westen begeben, mithin die Gefahr für unser Leben und Eigenthum sich steigern sollte, dann wird es sogar zum Vortheil unserer Freunde sein, wenn Gabriele, die sich doch immer an der Seite ihrer Großmutter aufhält, ihren Talismann beständig bei sich führt. Ach, es läßt sich ja nicht vorher wissen, wie sich die Sache unseres bedrängten Vaterlandes gestaltet.“

„Was wird die Gräfin zu dem Vorgefallenen

sagen?" versetzte Hortensia mit halb spöttischem Tone, denn sie war nicht frei von Neid.

„Sie würde gerechte Besorgnisse wegen der Sicherheit von Gabrielens Vater und Bruder empfinden, wenn sie erfahren sollte, wie muthmaßlich die Sache des Königs gegenwärtig steht," erwiederte Frau von Callimare ganz richtig, „und aus diesem Grunde halte ich es für gut — ja sogar für nothwendig, daß sie jetzt noch Nichts von dem Vorgefallenen erfährt. Etwas, das uns nicht angenehm sein kann, hören wir jederzeit zu früh. Ueberdies scheint mir der Zustand ihrer Gesundheit nicht der beste zu sein, und wir haben mithin doppelt Ursache, sie zu schonen. Ueberhört also ja meine Warnung nicht, die ich nicht etwa nur oberflächlich meine."

„Natürlich werden wir Ihren Willen befolgen," versicherte Hortensia; „allein ich denke mir, daß Gabrielens Großmutter ohne Grund um ihren Schwiegersohn und Enkel besorgt wäre; denn, ich nehme den schlimmsten Fall an, trüge wirklich die Volkspartei, was Gott verhüten wolle, den Sieg über die gerechte Sache davon, was Sie zu befürchten scheinen, so würde doch Herr von Beaulieu und dessen Sohn an dem Bürger Marceau, der sich General auf dieser Karte nennt, einen Beschützer finden."

Hortensia sprach mit neckendem Tone, der jedoch auch nicht ganz frei von Spott war. „Denn," fuhr

sie fort, „Sie hätten es nur sehen sollen, mit welchem Blicke er Gabrielen, während sie tanzte, verfolgt hat, welchen Ausdruck von Zärtlichkeit er im Gesicht zeigte, als er endlich mit ihr sprach, und mit welchem er ihre Rosen an seine Lippen gedrückt hat; ungefähr so.“

Sie machte spottend es ihm nach, aber weder ihre Schwester, noch Frau von Callimare lachten darüber, sondern letztere sagte vielmehr ganz ernsthaft:

„Der Mann kann vielleicht den besten Willen besitzen, Gabrielens Vater und Bruder zu beschützen, wenn sie von einer Gefahr bedroht werden; aber was kann ein Einzelner in dem großen Haufen, der sich gegen die angestammten Rechte unseres Königs auf-zulehnen die Absicht zeigt? Ueberhaupt, meine Kinder, jeder Vernünftige, der nicht nur für den Augenblick lebt, sondern auch die Zukunft nicht aus dem Gesichte verliert, muß zittern, wenn er wahrnimmt, wie sich der Himmel über unserem theuern Vaterlande mit dunkeln Wolken umzieht. Bricht aber der Sturm wirklich aus, entladet sich der Horizont seiner Blitze, oder mit andern Worten gesagt, macht das jetzt immer deutlicher hervortretende Beginnen der Rebellen weitere und nachdrücklichere Fortschritte, so ist begreiflicherweise nicht nur das Leben unseres Regenten und seiner Familie, sondern auch unser Aller Leben und Eigenthum in Gefahr, die wir, wie bekannt ist, ihm mit Treue anhängen; denn dann würden schreckliche Zeitereignisse für uns eintreten.

Doch, meine Kinder, wir wollen unser Vertrauen auf Gott setzen und vor allen Dingen den Muth nicht verlieren. Können wir Frauen auch Nichts dazu beitragen, daß sich die Sache so oder anders gestalte, so werden wir uns doch aufrecht zu erhalten suchen. Nun aber laßt uns noch einige Stunden zu Bette begeben, bevor der neue Tag anbricht. Also — gute Nacht, meine Kinder — gute Nacht."

Die drei jungen Mädchen küßten ihr die Hand und entfernten sich in ihr gemeinschaftliches Schlafzimmer, während sich Frau von Callimare gleichfalls in das ihrige verfügte.

In ihrem Zimmer angelangt, wollten sich die Schwestern noch mit Gabrielen vom Balle unterhalten, diese aber versicherte, daß sie dazu keine Lust fühle, weil Frau von Callimare in Ihrem Innern ernstliche Besorgnisse ihres Vaters und Bruders wegen erweckt habe. Hortensia versuchte jedoch in ihrer leichtfertigen Art Gabrielens Gedanken von diesem Gegenstande abzulenken, allein sie vermochte nicht ihre Absicht zu erreichen, ein Gespräch mit Gabrielen weiter fortzuspinnen. Diese schützte vielmehr Müdigkeit vor, verfügte sich noch eher als die Schwestern zu Bett, schloß

die Augen und nahm den Schein an, als ob sie schlafe, was jedoch nicht der Fall war.

Ihre Gedanken beschäftigten sich vielmehr, bis es anfing hell zu werden, mit ihrem Vater und Bruder, die sie von Gefahren bedroht glaubte, wenn sie in ihren jetzigen Verhältnissen beharrten, was sie auch gewiß thaten.

Auch dachte sie, — sie konnte es sich später nicht abläugnen — nicht ohne ein besonderes Interesse an ihm zu nehmen, an Marceau, dessen Persönlichkeit und Benehmen ihr besonders gefallen, sowie Alles, was er mit ihr gesprochen, einen Anklang in ihrem Herzen gefunden hatte.

Allerdings war dieser kaum vierundzwanzigjährige Mann, der sich mit allem Rechte, wie es die Folge bewies, General nannte, auffallend schön, seine Gestalt hoch gebaut hatte eine edle Haltung. Sein Ernst, durch den doch stets eine gewisse Freundlichkeit schimmerte, machte ihn angenehm im Umgange, und alle diese Eigenschaften wurden noch durch seine Klugheit unterstützt. Wie also konnte es fehlen, daß er einen besonderen Eindruck bei Gabrielen erweckte, da sie ihre Großmutter absichtlich fern von jedem Umgange mit dem andern Geschlechte gehalten hatte?

Hortensia und deren Schwester behaupteten, daß Marceau eine besondere Absicht dabei gehabt, als er Gabrielen auf sich aufmerksam gemacht habe, und

um diese Absicht auszuführen, in seinem Benehmen gegen sie fortgefahren sei. Aber sie befanden sich in einem Irrthume.

Erst dachte er sich gar Nichts dabei, als er Gabrielen lange ansah, als daß er noch nie so ansprechende Züge als die ihrigen bei einem weiblichen Wesen gesehen habe. Dann zwang ihn ein Zug seines Herzens dazu, sie immer länger anzublicken, und endlich glaubte er ihr anzumerken, daß sie Mitleid mit der Häßlichen empfand, die Niemand zum Tanzen aufforderte, weshalb er es that, um sich zu überzeugen, ob er das Rechte errathen und gethan habe, um der schönen, jungen Dame eine angenehme Empfindung zu verursachen, wobei er sich auch nicht irrte, denn Gabriele gestand es ihm aufrichtig ein, nachdem er auch sie zu einem Tanze aufgefordert und sich mit ihr in die Reihen der daran Theilnehmenden gestellt hatte.

Ohne alle Absicht entfaltete er im Gespräche mit ihr seine ganze ihm eigenthümliche Liebenswürdigkeit, denn es ist gewiß wahr, daß man es gleich empfindet, wenn man einer verwandten Seele begegnet, wenn man gefällt, und es ist ebenfalls natürlich, daß man sich dafür dankbar bezeugen möchte, daß bei dem Bestreben, liebenswürdig zu erscheinen, Jeder, wenigstens in seiner Art, es wird.

Eigentlich ist es aber eine Fügung des Himmels gewesen, die Marceau auf dem Balle in Saumur, den

er in ganz anderer Absicht besucht hatte, als sich da zu vergnügen, mit Gabrielen zusammenführte. Eine Fügung des Herrn, der dadurch ihrer Beider Schicksal für die Folge vorbereiten wollte, dem deshalb weder er noch Gabriele mehr entgehen konnten.

Wie ohne Absicht hatte Marceau auf dem Balle gegen Gabrielen erwähnt, daß er am folgenden Morgen um sieben Uhr Saumur verlassen müßte, und sie konnte sich vorstellen, daß es zu Pferd geschehen würde.

Das Haus der Frau von Callimare befand sich in der Straße, welche man passiren mußte, wenn man nach dem Thore wollte, das nach Paris führte. Gabriele wußte also, daß sie Marceau noch einmal sehen konnte, wenn sie anders es gewollt hätte.

Indessen sie hielt es für unschicklich, sich am Fenster zu zeigen, konnte es jedoch im Bette nicht länger aushalten, als der Tag anbrach, und eine Uhr in der Nachbarschaft eben Sechs schlug.

Sie erhob sich also sehr vorsichtig von ihrem Lager, um die beiden Schwestern nicht aufzuwecken und schlich dann nach dem Wohnzimmer.

Es war noch Niemand im Hause wach und noch zu früh, als daß sie Marceau schon erwarten konnte. Sie setzte sich auf einen erhöhten, sogenannten Tritt an

das Fenster und sah hinab auf die Straße, wo es schon anfing lebendig zu werden, indem Leute aus dem Volke ihren Beschäftigungen, um sich einen Erwerb für den Tag zu sichern, nachgingen.

Plötzlich schreckten sie Pferdetritte aus ihren Gedanken auf; sie fuhr zusammen, stand schnell auf, um sich vom Fenster zu entfernen und wollte nur noch einen Blick auf die Straße richten, um sich zu überzeugen, ob sie auch recht gehört habe.

Es war Marceau, der sein Pferd unter dem Fenster angehalten hatte und nun seinen Mantel zurückschlug, um aus seinem Oberrocke die weißen Rosen hervorzuziehen, die er auf seiner Brust verborgen trug, sie küßte, und sie darauf wieder in ihren Versteck brachte.

Dies Alles war das Werk eines Augenblicks, in welcher Zeit sie sich nicht von dem Fenster entfernen konnte, wenn sie es auch wirklich gewollt hätte. Allein eine ihre Absicht besiegende Gewalt, die ihres Herzens, hielt sie fest und gab erst dann ihrem Willen nach, als der Volksrepräsentant, General Marceau, wie er sich nennen ließ, die Straße entlang gesprengt, ihr also schon lange aus dem Gesichte war.

Gabriele meinte ihn zum letzten Male gesehen zu haben und mußte das sogar wünschen; denn er durfte sich weder für sie noch für sonst Jemanden von den Ihrigen interessiren. Es war vielmehr ihre Pflicht, ihn zu hassen, da er das, was sie Alle als ein Verbrechen

erkannten, den Umsturz des Königsthums, zu erstreben suchte: er war der Anführer einer Rotte von Rebellen.

Daran sich erinnernd, sank Gabriele in einen Sessel, und obgleich sie mit sich selbst schmollen mußte, daß sie so warmen Antheil an einem Manne nahm, den sie vorher nicht gekannt und nur ein einziges Mal gesprochen hatte, so vergoß sie doch Thränen darüber, als sie seiner Verirrung gedachte.

Darum meinte sie zu weinen; aber es geschah eigentlich aus dem wahren Grunde, weil eine unübersteigbare Kluft sie von ihm trennte.

Endlich mußte sie sich es doch eingestehen und machte sich darüber Vorwürfe; sie beschloß, wo möglich gar nicht mehr an Marceau zu denken, und mit diesem Vorsatze verfügte sie sich wieder in das Zimmer der beiden Schwestern, die sie noch schlafend fand, und welche sie auch nicht Lust hatte zu wecken; sie setzte sich im Gegentheile ganz geräuschlos nieder, um ihren Gedanken freien Lauf zu lassen.

Natürlich richteten sich diese auf den gestrigen Ball und sie konnte es nicht vermeiden, sich an jedes dabei Vorgefallene zu erinnern; sie ward ihrem Vornehmen untreu, indem sie an den General der Volkspartei dachte und die Karte zur Hand nahm, die sie von ihm empfangen hatte.

Nur sein Name und Stand war gedruckt angegeben, und alles Uebrige mit Bleistift geschrieben. Der

General hatte dies gewiß in einem Nebenzimmer hinzugefügt.

Gabriele betrachtete lange die Züge seiner Hand und nahm sich vor, den Rath der Frau von Callimare zu befolgen, die Karte sorgfältig aufzubewahren und, wenn Umstände sich ereignen sollten, welche diese Vorsicht nöthig machten, sie beständig bei sich zu tragen.

Als die beiden Schwestern erwachten, neckten sie Gabrielen damit, daß die Rückerinnerung an ihren gestrigen Verehrer ihr keine Ruhe gegönnt, und sie deshalb das Bett so früh verlassen habe, um welcher Ursache willen sie, die sie nicht so glücklich gewesen wären, von ihm bemerkt worden zu sein, sich ihres längeren Schlafens wegen nicht zu schämen brauchten; indem sie noch den Vortheil dabei hätten, daß ihr Herz ruhiger schlage und sie nicht allzuheftig an den gestrigen Abend erinnere.

Gabriele nahm willig ihre Neckereien hin und begab sich mit ihnen in das Frühstückszimmer, wo sie die Gräfin von Saint-Croix und deren Freundin bereits am Theetisch sitzend antrafen.

Eben hatte Frau von Callimare der Gräfin mitgetheilt, wie allgemein man Gabrielens Schönheit bewundert und wie man von allen Seiten ihr gehuldigt habe.

Welche Großmutter hört nicht gern solche Worte an? Auch die Gräfin von Saint-Croix machte keine Ausnahme und sah dabei so heiter aus, daß man annehmen konnte, sie befinde sich weit wohler als am vorhergehenden Tage.

Und so war es auch in der That; Gabriele zeigte sich ebenfalls recht froh. Die jungen Mädchen erzählten sich von dem gestrigen Balle, aber von dem Volksrepräsentanten Marceau ward kein Wort gesprochen, weil Frau von Callimare es nicht gewünscht hatte.

Indem die Damen noch beisammen saßen, scherzten und besonders über Hortensias witzige Einfälle lachten, brachte ein Diener die eben auf der Post für Frau von Callimare eingegangenen Briefe.

Es waren einige aus Paris von ihren dort wohnenden Anverwandten und einer von dem Doktor Granville, an die Gräfin von Saint-Croix abzugeben, in dem sich eine Einlage von ihrem Schwiegersohne befand.

„Ah! sieh da," sagte die Gräfin, indem sie den Brief des Doktors empfing, „unser guter Doktor kann es nicht erwarten, bis wir zurückkommen, er muß früher noch wissen, wie es seinem Goldtöchterchen ergeht. Nun, Du kannst Dich nur gleich dazu heute anschicken, ihm zu antworten, wenn Du nicht mit einer guten Portion Scheltworten statt mit den ihm sonst so geläufigen Liebesworten bei unserer Ankunft empfangen werden willst, welche wenigstens auf Augenblicke es vergessen

machen, daß sonst seine Ausdrücke jeder Lieblichkeit entbehren."

Die Gräfin hatte mit diesen Worten den Brief des Doktors geöffnet, und als sie darin einen von ihrem Schwiegersohne fand, fuhr sie mit demselben heiteren Tone fort:

„Ach nein, Du brauchst nicht stolz zu werden, liebes Kind, denn der gute Doktor wollte mir nur den aus Paris für mich eingegangenen Brief schicken, weil er nicht genau wissen kann, wann wir nach Hause kommen, und ob dieses Schreiben nicht etwa einen für mich wichtigen Inhalt hat."

„Wir wollen zuerst den Brief meines Vaters lesen," unterbrach sie Gabriele.

Aber die Gräfin erwiederte, sie abwehrend:

„Nichts da! Dem Alter gebührt bei jeder Gelegenheit die Ehre."

Nach diesen Worten las sie den Brief des Doktors, indem sie dazwischen sagte:

„Es ist ganz so, wie ich es mir gedacht habe. — Der gute Doktor faßt sich kurz und scheint nicht bei besonders guter Laune gewesen zu sein, als er diesen Brief geschrieben hat, auch beklagt er sich über Dich, daß Du nicht mehr an ihn schreibst, und ermahnt uns, nicht zu lange hier zu bleiben, weil es nicht rathsam sei, sich in der jetzigen Zeit von seinem Grundbesitze zu entfernen."

„Was mag er damit meinen?“ fragte Stephanie mit halbem Erstaunen.

„Er beunruhigt sich und Andere beständig mit der Befürchtung, daß es in unserem Lande noch zu blutigen Auftritten kommen könne, wenn die Partei des Volkes sich bedeutend vermehren sollte,“ antwortete die Gräfin; indessen haben wir Vendeer darum wohl keine Besorgniß zu hegen, denn die Meisten sind Patrioten und ihrem Könige mit fester Treue ergeben. Doch — wir wollen nun hören, was Herr von Beaulieu uns schreibt, da er sich an der Quelle aller Neuigkeiten befindet.“

Die sie Umgebenden sahen, nachdem die Gräfin eine Seite des Briefes gelesen hatte, ihr an, daß sie nicht ganz ruhig dabei blieb, denn ihr Gesicht zeigte Erstaunen und sah auch darauf wieder bekümmert aus. Endlich aber, nachdem sie das empfangene Schreiben ganz zu Ende gelesen hatte, sagte sie:

„Ich muß gestehen, liebe Gabriele, daß mich der Inhalt des Briefes Deines Vaters in Erstaunen versetzt und beunruhigt. Doch hört nur selbst, meine Lieben, ob ich nicht vollkommen Recht habe.“

Sie schlug bei diesen Worten den Brief auseinander und las laut, wie folgt:

„Meine geliebte Mutter!

„Es sollte mich sehr betrüben, wenn eine Anordnung, zu der ich mich genöthigt sehe, Sie beunruhigen sollte, da dazu noch kein eigentlicher Grund vorhan=

den ist; für die Folge dagegen dürften die Maßregeln, welche ich zu treffen denke, nicht so ganz zwecklos sein, und deshalb ersuche ich Sie, mir dabei behülflich zu sein.

„Als Einleitung dazu werde ich nach und nach, damit es nicht auffallen kann, was ich jedenfalls vermeiden muß, mein Silber, kostbare Gemälde und Alles, was ich von Schmucksachen und sonst werthvollen Gegenständen besitze, gut verpackt Ihnen zuschicken.

„Haben Sie die Güte, die Kisten und Kasten, welche Sie erhalten, nach dem Gewölbe bringen zu lassen, das sich unter dem Schlosse Saint-Croix befindet, und ich füge diesem Ersuchen den Rath bei, ebenfalls mit allen Ihren werthvollen Gegenständen so zu verfahren, die Sie besitzen.

„Das aber allein ist nicht hinlänglich, solche Gegenstände zu erhalten, wenn meine Befürchtungen sich rechtfertigen sollten. Sie müssen vielmehr die Thüre dieses Gewölbes zumauern und dafür Sorge tragen lassen, daß man dabei die Vorsicht anwendet, zu verhüten, daß Jemand es entdecke, daß diese Arbeit erst vor kurzer Zeit vollzogen worden ist."

Die Gräfin hielt nun mit Lesen inne und sah Frau von Callimare bedenklich an.

Diese, welche in dem Blicke eine Aufforderung zur Antwort las, erwiederte mit ruhigem Tone:

„Nun, bis jetzt sehe ich noch keine Veranlassung

zu einer besonderen Besorgniß, vielmehr finde ich die Anordnungen des Herrn von Beaulieu vernünftig, weshalb ich selbst daran denken werde, seinem Beispiele zu folgen. Nur weiß ich hier leider keinen Ort, wo meine Sachen ebenso sicher aufbewahrt wären, als in Eurem Gewölbe unter dem Schlosse."

„O, schicke mir nur Alles zu, was Du aufbewahrt zu haben wünschest," bat die Gräfin ihre Freundin schnell, „denn das Gewölbe ist sehr groß und kann alle die ihm anvertrauten Gegenstände fassen."

„Nun, dazu kann Rath werden," erwiederte Frau von Callimare, „denn die Besorgnisse Deines Schwiegersohnes scheinen die Eigenschaft zu besitzen, daß sie anstecken. Aber — fahre doch fort mit Lesen, damit wir über die Vorsichtsmaßregeln, welche Herr von Beaulieu vorschlägt, eine Aufklärung bekommen."

„Der Brief enthält außer dem Gesagten nur noch Weniges," sagte die Gräfin, „aber das ist es eben, was mich hauptsächlich beunruhigt. Höre nur, was er schreibt."

Die Gräfin fuhr fort laut vorzulesen:

„Sobald die letzten Kisten und Kasten bei Ihnen angekommen sein werden und Sie mich davon benachrichtigt haben, muß sich Madame Vernon gleichfalls zu Ihnen hinbegeben, und ich besorge nur, daß es mich viele Mühe kosten wird, sie zu bewegen, mich in der jetzigen, so verhängnißvollen Zeit zu verlassen. Allein ich muß es durchaus durchzusetzen suchen, denn Paris

kann leicht bald eine Wiege des Schreckens, der Schauplatz von entsetzlichen Begebenheiten werden, und dann würde es nicht mehr möglich sein, daß sie sich von hier entfernen könnte.

„O, wie gern möchte ich auch Armand Ihnen mit zuschicken, ich und suche ihn täglich zu überreden, daß er meinen Bitten Folge leistet. Indessen trotzdem, daß er kaum zwanzig Jahre alt ist, hängt er mit Leib und Seele an seinem Stande, dem er Ehre macht, und will seine Lieutenantsstelle bei der Garde des Königs nicht aufgeben, was doch mein größter Wunsch wäre, zu dem die jetzt eingetretenen Umstände mich nöthigen.

„Aber wenn ich aufrichtig sein will, kann ich darum ihn tadeln? Können Sie es, meine geliebte Mutter? Würde ich selbst in dieser verhängnißvollen Zeit aufhören wollen, Soldat zu sein? Also wollen wir es Gott anheimstellen, uns zu beschützen.

„Ueberhaupt aber sind Sie ja im strengsten Sinne des Wortes ein fürsorgender und guter Engel für meine Tochter; ich darf also auf sie nicht Rücksicht nehmen bei meinem weiteren Verfahren, ja ich darf sie Ihnen nicht einmal für den Fall besonders anempfehlen, wenn ich fallen sollte.

„Umarmen Sie in meinem Namen das liebe Mädchen und richten Sie dem guten Doktor Granville meinen Dank aus; auch sagen Sie ihm, daß es nun doch

so kommen wird, wie er öfters gegen mich erwähnt habe.

„Von ganzem Herzen aber küßt Ihre liebe Hand

„Ihr

„Sie kindlich verehrender Sohn

„Heinrich von Beaulieu.

„Paris, den 26. Februar 1789.

„Nachschrift. Kehren Sie sich nicht an Zeitungsnachrichten, denn sie sind öfters ganz unwahr oder meistentheils doch übertrieben. So oft es mir möglich ist, werde ich Ihnen schreiben."

Die Mittheilungen des Herrn von Beaulieu hatte Alle trübe gestimmt, sie sprachen lange kein Wort und Gabriele weinte sogar leise.

Endlich aber sagte die Gräfin:

„Ich halte es nun nach dem, was wir gehört haben, für nothwendig, mich nach Hause zu begeben."

Die beiden Schwestern unterbrachen sie lebhaft mit Bitten, von diesem Vorhaben abzustehen. Aber die Gräfin erwiederte:

„Kinder, ich würde mit den Befürchtungen, welche Herr von Beaulieu in meinem Herzen erregt hat, doch keine Stunde mehr ruhig zubringen. Darum widersetzt Euch nicht meinem Vorsatze. Wenn sich indessen die Zeitumstände nach unsern Wünschen bessern sollten, so kommen wir wieder nach Saumur. Ueberdies kann es nicht mehr lange dauern, daß der erste Transport der

von meinem Sohne abgeschickten Sachen im Schlosse Saint-Croix eintrifft, für deren Unterbringung ich dann zu sorgen habe."

Doch trotz dieser Einwendungen der Gräfin fuhren die beiden Schwestern fort, diese mit Bitten zu bestürmen, daß sie nur wenigstens noch eine Woche bei ihnen verweilen möchte, und beklagten sich gegen Frau von Callimare, daß sie nicht mit einstimmte, sondern fortwährend schweigend ihnen zuhörte. Endlich aber antwortete sie auf die Frage, warum denn dies geschehe, indem sie die Hand der Gräfin erfaßte:

„Wir Beide kennen einander schon zu lange und zu genau, als daß ich befürchten könnte, ein Mißtrauen bei meiner Freundin zu erwecken, das ihr einflüstern möchte, ich behielte sie und ihre Enkelin nicht von Herzen gern noch recht lange bei uns; ja, am liebsten würden wir sie den ganzen Winter bei uns sehen. Aber wenn ich nicht falsch sein will, so muß ich Euch gestehen, daß ich in ihrem Falle auch so handeln würde, wie sie es beabsichtigt, und besonders darum, weil sie sich gegenwärtig so wohl befindet, daß sie eine Reise zu unternehmen im Stande ist, was sich vielleicht ändern könnte. Aus diesem Grunde also trete ich ihrer Meinung bei."

In jener Zeit brachte es in Saumur der Gebrauch mit sich, daß sich am Tage nach einem Balle die jungen Männer, welche denselben besucht hatten, zu den mit ihnen befreundeten Familien begaben, um sich nach

deren Befinden zu erkundigen, wenn sie gleichfalls den Ball besucht hatten.

Das geschah entweder schon am Morgen, wenn man noch Alle beim Frühstück zu finden wußte, oder am Abend in der Theestunde, je nachdem man mehr oder weniger in einem Hause bekannt war, und dieser Sitte folgend, kamen jetzt einige Bekannte, worunter sich auch verheirathete Personen befanden.

Ihr Eintritt unterbrach die Worte der Frau von Callimare, die der Gräfin ansah, daß diese ihr Gespräch nicht weiter fortzusetzen wünschte.

Die Besucher leiteten jedoch sehr bald eine Unterhaltung ein, die mit der früheren so ziemlich nahe verwandt war.

Jeder von den Bekannten der Frau von Callimare wollte genaue Nachrichten aus Paris erhalten haben und am sichersten wissen, daß sich dort die Aussichten zur Erhaltung der Ruhe in letzter Zeit sehr getrübt hätten, sogar in dem Grade, daß man anfange, jedes Eigenthum und das Leben der Aristokratie bedroht zu glauben, sobald es bekannt würde, daß man den Grundsätzen nicht Billigung schenke, die der Wahnsinn exaltirter Köpfe aufgestellt habe und vertheidige. Daß auch Niemand

mehr daran zweifle, welche Wendung die Sache nehmen würde, sobald die Volkspartei den Sieg davon trage.

Es wurde darauf viel hin und her von den Anwesenden gesprochen, und Manche hielten es für gut, sich außer Landes zu begeben, um da den weiteren Fortgang des eingeleiteten Unfuges abzuwarten. Dagegen erklärten es Andere für unzweckmäßig, das Vaterland zu verlassen, und sogar für gefährlich, sobald sie ein Grundeigenthum besaßen.

Nur darin stimmten in ihrer Willensmeinung Alle überein, und sogar die Verheiratheten, daß sie im Fall der Noth zu den Waffen greifen wollten, um das Königthum gegen die Angriffe der Rebellen zu vertheidigen.

Erst als die Mittagsstunde heran kam, verloren sich nach und nach die Bekannten der Frau von Callimare, die, als sie sich wieder allein befanden, zu der Gräfin sagte:

„Wir haben nun vernommen, wie die jüngere Männerwelt den Standpunkt der Dinge beurtheilt, und heute Abend können wir hören, wie die älteren und gesetzteren Personen die Sache beurtheilen werden."

Die Gräfin versicherte, daß sie in jedem Falle schon am folgenden Tage ihre Rückreise anzutreten gedächte, worüber die beiden Schwestern ein wahres Wehklagen erhoben, während sich Gabriele mit weit mehr Ergebung in den Ausspruch ihrer Großmutter fügte und die Stun-

den des Tages dazu anwandte, die Vorkehrungen zu ihrer Rückkehr nach dem Schlosse Saint-Croix zu treffen.

Als die beiden Schwestern Gabrielen mit Einpacken beschäftigt sahen, machten sie ihr den Vorwurf, daß es ihr nicht bei ihnen gefallen haben könnte, weil sie sonst unstreitig jetzt mehr Betrübniß zeigen würde, da ihre Trennung so nahe bevorstehe, wogegen sich Gabriele zwar nicht mit vielen Worten, aber um so herzlicher vertheidigte.

Eigentlich hatten die beiden Schwestern nicht so ganz Unrecht, wenn sie behaupteten, daß sich Gabriele heimsehnte; denn es geschah wirklich, nur um einer andern Ursache willen, als die, welche sie angab.

Sie hoffte nämlich, erst wieder zu Hause angelangt, ungestörter an den Bürgergeneral Marceau denken zu können, wie sie es wünschte, obgleich sie sich auch wieder Vorwürfe darüber machte, daß ein Anführer der Volkspartei ihr im Geringsten ein Interesse eiuzuflößen im Stande war.

Am Abende hörten sie nur wiederholen, was sie am Morgen schon vernommen hatten, und die älteren Personen beiderlei Geschlechtes hegten betrübende Erwartungen für die Zukunft ihres so theuern Vaterlandes, weshalb Einige aus der Gesellschaft sich entschlossen zeigten, es beim ersten Ausbruche einer Volkserhebung zu verlassen.

Die Gräfin vernahm daher keinen Trost zu ihrer Beruhigung und beharrte bei ihrem früher gefaßten Vor-

satze, sich zurück nach dem Schlosse Saint-Croix zu begeben.

Sie nahm bei dieser Gelegenheit gleich Abschied von den ihnen befreundeten Familien und schützte als Grund zu ihrer unerwarteten Abreise vor, daß ihr Schwiegersohn aus Paris kommen würde, der ihr in einem Briefe, den sie erst heute erhalten, diese Nachricht mitgetheilt habe, weshalb sie sich beeilen müsse, ihn im Schlosse Saint-Croix zu empfangen. Ebenso trug sie ihnen auf, sie bei ihren übrigen Bekannten zu entschuldigen, daß es ihr unmöglich sei, einen Abschiedsbesuch zu machen.

Am andern Morgen saßen die Damen lebhaft plaudernd neben einander, indem sie zum letzten Male zusammen frühstückten. Als jedoch der Reisewagen der Gräfin vorfuhr, trat plötzlich eine tiefe Stille in ihrem kleinen Kreise ein, denn nun nahte ja der Moment ihrer Trennung, die von ihnen sämmtlich recht schmerzlich empfunden wurde.

Sie hatten schon am Abende vorher die Verabredung getroffen, daß sie vor ihrem Scheiden einander nicht aufregen, sondern sich gegenseitig standhaft dabei zeigen wollten.

Allein als nun der gefürchtete Augenblick sich ihnen nahte, empfanden sie eine Ahnung, als ob sie sich einander im Leben nicht mehr wiedersehen würden, ohne daß sie sich einen Grund zu dieser Befürchtung eingestanden,

und diese Ahnung legte eine große Last auf ihre Brust. Sie raubte ihnen beinahe den Athem und war die Ursache, daß sie keine Thränen zu vergießen vermochten, die sonst eine Wohlthat für sie gewesen wären.

Sie sahen nur unausgesetzt einander an, denn sie wollten die lieben Züge tief in ihr Herz prägen, und betrachteten jeden Augenblick für einen Verlust, wenn sie dabei gestört wurden.

Endlich aber konnte keine Zögerung länger stattfinden; sie mußten sich zum letzten Male umarmen.

Es geschah mit heißer Zärtlichkeit, und sie flüsterten sich einander die Bitte zu, unter keinerlei Umständen die Zeit ihres kurzen Beisammenseins zu vergessen. Dann trennten sie sich gewaltsam; die Gräfin wankte, auf Susannens Arm gestützt, nach ihrem Wagen, und Gabriele folgte ihnen nach.

Dieser war gegen die rauhe Witterung gut gesichert und führte sie schnell ihrem Wohnorte entgegen.

Frau von Callimare eilte, von ihren beiden Nichten begleitet, zurück in das Wohnzimmer, wo sie sämmtlich in Thränen ausbrachen und gleichzeitig einander zuriefen:

„Ach, wir werden sie nicht mehr wiedersehen!"

Warum nicht, darüber wußte Keine von ihnen sich deutlicher zu erklären.

Aehnlich, wie sie, empfanden auch die Gräfin von

Saint-Croix und deren Enkelin; Beide legten die erste Hälfte ihres Weges ziemlich schweigsam zurück, und so oft es unbemerkt von ihrer Großmutter geschehen konnte, weinte Gabriele leise vor sich hin.

Wer keine Kosten zu scheuen brauchte, konnte auch in jener Zeit, obgleich es damals noch keine Kunststraßen gab, ziemlich schnell reisen, und das wollte die Gräfin von Saint-Croix ausführen. Sie ließ daher auf der nächsten Station noch zwei Postpferde mehr vorspannen und versprach dem Postillon ein dreifaches Trinkgeld. Sie konnten deshalb noch weit eher in ihrem Schlosse anlangen, als ihr Freund, der Doktor Granville, sie erwartet hatte.

Er stand am Fenster, als ihr Reisewagen vorüberfuhr, und schrie beinahe laut auf vor Freude, sie wiederzusehen. Im nächsten Augenblicke aber stürzte er ihnen nach und langte noch zur rechten Zeit vor dem Schlosse an, um ihnen beim Aussteigen behülflich zu werden. Es war jedoch dabei wirklich rührend anzusehen, wie er, der sich noch bei keiner Gelegenheit weichlich gezeigt hatte, aus lauter Glückseligkeit, wieder um sie zu sein, weinte. In ihrem Zimmer angelangt, nahm er ihnen Mäntel und Hüte ab und zündete selbst Feuer im Kamin an, da es ihm zu lange dauerte, bis der heraufbeschiedene

Diener sich dazu einfinden konnte. Hierauf schob er ihnen die Sessel in die Nähe des Feuers, und als sie neben dem Kamine Platz genommen hatten, legte er ihnen auch die dazu bestimmten Kissen unter die Füße.

Die Gräfin und Gabriele sahen ihm mit innerer Rührung zu, und als er damit zu Stande gekommen war, reichte ihm die Erstere die Hand, indem sie sagte:

„Mein treuer Freund!“

„Ja, das bin ich und war es von jeher gegen jedes Mitglied Ihrer Familie,“ antwortete der Doktor treuherzig, „und wo Sie auch die Wahrheit meiner Behauptung erproben wollen, werden Sie dieselbe bestätigt finden. Auch wird es in der Folge nothwendig werden, daß Sie einen männlichen Beistand in Ihrer Nähe haben, auf den Sie sich für alle vorkommenden Fälle verlassen können, und dann werden Sie mich jederzeit dazu an meinem Platze finden.“

„Nun, ich will hoffen, daß wir in hiesiger Gegend vor Gewaltthaten gesichert sein werden,“ sagte die Gräfin mit einem Tone, der Zweifel erweckte, ob sie wirklich daran glauben sollte.

„Gesichert sein?“ erwiederte der Doktor mit bitterem Tone; „bald in keinem Mäuseloche in ganz Frankreich mehr.“

„Wie,“ rief die Gräfin erschrocken aus, „so schlimm steht die Sache der Gerechten?“

„Wir dürfen uns dieser Bezeichnung nicht im All=

gemeinen bedienen, wenn wir der Regierung unserer letzten Könige gedenken —"

„Aber der jetzige gleicht nicht seinen Vorgängern," unterbrach ihn die Gräfin.

„Er ist allerdings besser von Charakter, als sie," erwiederte der Doktor, „aber darauf nimmt die seit langer Zeit erbitterte Nation keine Rücksicht mehr. Von Generation auf Generation hat sich ihr Groll fortgepflanzt, und dazu kommt, daß die ihnen aufgelegten Steuern sich täglich, möchte ich sagen, vermehren."

„Aber wozu sind denn solche Maßregeln durchaus nothwendig?" fragte die Gräfin in mißbilligendem Tone.

„Wozu?" versetzte der Doktor. „Weil Ludwig XVI. beim Antritte seiner Regierung alle Staatskassen leer fand. Weil Niemand in Geduld abwarten will, ob sie nicht durch weise Einschränkungen in allen Stücken wieder allmählich zu füllen wären. Ueberhaupt, weil man schon viele Jahre hindurch zu murren gewohnt ist und es nicht einstellte, als unser König den Thron bestieg, indem die schon früher schmerzenden Wunden immer mehr anfangen sich zu entzünden, bis sie ein nicht mehr zu heilender Schaden werden; ein Uebel, das uns schon ganz nahe gerückt ist."

„Ach, Sie eröffnen da eine sehr trübe Aussicht vor unsern Blicken," sagte die Gräfin mit einem Seufzer.

„Es geschieht nicht zum ersten Male, wie Sie sich

erinnern werden," sagte der Doktor, „nur waren wir stets verschiedener Meinung, und daß die meinige richtig war, hat sich leider durch die Begebenheiten des Tages bestätigt. Herr von Beaulieu pflegte mir zwar allerdings Recht zu geben, glaubte aber, daß sich die Sache nicht so schlimm gestalten würde, wenn nur erst unser König ernstlich den Willen zeigte, seinem Lande Abhülfe bei dem Drucke zu gewähren, unter dem es ächzte und seufzte; dann würde jede Gefahr für seine Krone von selbst verschwinden. Aber, frage ich Sie, ist es wohl jemals gehört worden, daß ein Krebsschaden, der schon so viele Jahre das Mark eines Körpers angegriffen hat, noch Heilung zuließe? Was seine Vorgänger verbrochen haben, muß er büßen. Seine ihm übrig gebliebenen Getreuen werden fest an ihm hängen; sie werden für ihn kämpfen und sterben, aber nicht im Stande sein, ihn der ihn bedrohenden Gefahr zu entziehen; ihm die Krone auf dem Haupte befestigen werden sie auch bei dem besten Willen nicht können."

„O, mein Vater, mein Bruder," seufzte Gabriele, „in welche Gefahren werden sie gerathen!"

„In Gefahr befindet sich gegenwärtig ganz Frankreich, denn unter seinem Volke gähren und sieden die Leidenschaften," erwiederte der Doktor, „welches von jeher die gefährlichsten Feinde waren, weil sie sich im Verborgenen aufhalten, und man nie weiß, von welcher Seite die Streiche geführt werden. Aber ein altes Sprüchwort

behauptet, daß, wenn jede abgeschossene Kugel ihren Mann träfe, bald Keiner mehr da wäre, der ein Gewehr losdrücke. Wir wollen also unsern guten König Gott anempfehlen und ihn bitten, daß er auch Ihren Vater und Bruder, liebe Gabriele, in seinen Schutz nimmt. Ueberdieß ist Herr von Beaulieu kein exaltirter Kopf, sondern handelt jederzeit mit Ueberlegung und wird besonders seinen Sohn keiner Gefahr aussetzen, der kaum die Kinderschuhe ausgezogen hat, mithin in Reihe und Glied seinem Könige, wie dem Vaterlande, nur geringe Dienste leisten könnte."

„Wird er in diesem Stücke auch seinem Vater folgen wollen?" sagte die Gräfin mit einem Seufzer. „Wir haben ihn in der letzten Zeit nicht gesehen und, wie Sie wissen, gehört, daß er schon jetzt nicht nur völlig männlich aussehen, sondern es auch sein soll."

„Er ist daran gewöhnt, seinem Vater zu gehorchen," erwiederte der Doktor.

„Wird aber Herr von Beaulieu diesen Gehorsam von ihm fordern wollen?" fragte die Gräfin. „Ich fürchte gerade das Gegentheil, denn er ist ein leidenschaftlicher Anhänger der ganzen königlichen Familie."

„Wie es recht ist und wie er dies muß, wenn er seinem Herkommen keine Schande machen will," versetzte der Doktor, „er wird als ehrlicher Mann handeln; aber es kann ja doch mit Ueberlegung geschehen, und er ist sogar dazu verpflichtet, denn er hat eine Tochter, die

durch seinen und durch den Tod ihres Bruders um jeden Schutz gebracht würde, den weder Sie, meine Freundin, noch ich ihr leisten könnten, da ich dazu zu alt bin, und Sie so häufig krank sind."

„Hat mein Schwiegersohn schon Sachen zur Aufbewahrung von Paris geschickt?" fragte nun die Gräfin nach einer Pause.

„Zwei Kisten trafen mit der Post ein," antwortete der Doktor, „und ich habe sie von dort abholen lassen. Sie stehen im Eckzimmer verschlossen, und ich führe den Schlüssel davon bei mir. Hier ist er."

Er überreichte ihn der Gräfin, worauf er fortfuhr:

„Aber nach meinem Dafürhalten hätte Herr von Beaulieu einen andern Weg wählen müssen, um diese Kisten zu uns herzuschicken, denn wie leicht wäre es möglich, daß man sich dann an diesen Umstand erinnerte, wenn auch in dieser Gegend Unruhen ausbrechen sollten, und Ihnen dann den Inhalt dieser Kisten abforderte."

„Sie mögen allerdings Recht haben," sagte die Gräfin, „allein es mag wohl der einzige sichere Weg sein, um werthvolle Gegenstände weiter zu befördern. Dies bin ich wenigstens zu glauben geneigt. Aber — ich weiß noch immer nicht mit Gewißheit, wie die Sache des Königs eigentlich steht, und was jetzt in Paris geschieht."

Der Doktor erzählte nun, was uns schon zur Ge-

nüge bekannt ist, und die Gräfin hörte ihm aufmerksam zu. Aber nicht sie allein that es, auch Gabriele war ganz Ohr.

Sie hoffte, er würde nun auch von dem Bürgergenerale Marceau sprechen, was ihr sehr lieb gewesen sein würde. Aber er schien gar Nichts von ihm zu wissen.

Doch plötzlich unterbrach er sich selbst, indem er ausrief:

„Ach, beinahe hätte ich vergessen, Ihnen einen Vorfall mitzutheilen, der sich nur erst vor einigen Tagen hier ereignet hat. Es kamen nämlich einige Reiter von der Landstraße her, die nach dem Schlosse einbogen. Einer von ihnen stieg vom Pferde und sagte zu Bernhard, Ihrem Diener, daß er ein Freund des Herrn von Beaulieu sei, der sich freuen würde, wenn er wieder mit ihm zusammenträfe und ihm erzählte, daß er die Zimmer der Frau Gräfin von Saint-Croix in ihrer Abwesenheit von hier, sowie ebenfalls die seiner Tochter Gabriele besucht habe."

„Und Bernhard erfüllte sein Verlangen?" fragte die Gräfin. „Wie unvorsichtig!"

„Bernhard war zweifelhaft, was er thun sollte," antwortete der Doktor, „er sagte mithin dem Fremden, daß ich die sämmtlichen Zimmer des Schlosses verschlossen und die Schlüssel davon bei mir aufbewahrt habe. Jedoch wolle er mich herholen, was er auch that."

„Der Fremde war ein auffallend schöner Mann," fuhr der Doktor nach einer kurzen Pause fort; „er wiederholte sein Gesuch auch gegen mich mit einem besondern Ausdrucke von Bildung, und darüber vergaß ich das Sonderbare seines Einfalles, führte ihn vielmehr hierher und unterhielt mich mit ihm über Sie, weil seine Fragen gewöhnlicher Art waren."

Gabriele empfand eine Ahnung, wer der Fremde gewesen sein könnte, und war froh, daß weder die Gräfin, noch der Doktor auf sie achtgab, denn sie fühlte, wie ihre Wangen erglühten, indem dieser weiter erzählte:

„Als der Fremde hier in dieses Zimmer kam und das Bild unserer lieben Seligen sah, schien er sehr freudig davon überrascht zu werden und meinte, es sei das Ihrer Enkelin. Ich benahm ihm aber diesen Irrthum, und es schien ihm nicht lieb zu sein, daß es nicht unsere liebe Gabriele war, deren Bild er hier vor sich erblickte, sodaß ich ihn fragte, ob Sie ihm denn persönlich bekannt wären, worauf er mir zur Antwort gab:

— „Ich habe sie nur einmal gesehen und noch dazu in einiger Entfernung. Aber trotzdem ist mir ihre Aehnlichkeit mit diesem Gemälde hier aufgefallen." —

„Wer mag es doch gewesen sein, und wo kann er Dich gesehen haben?" sagte die Gräfin zu ihrer Enkelin.

„Nun, hören Sie nur weiter," unterbrach sie der Doktor, „und vernehmen Sie noch vollends den Schluß

dieser Begebenheit; ich wette, daß Sie sich nicht wenig darüber wundern werden.“

„Sie machen mich neugierig,“ versicherte die Gräfin.

„O, ich werde Sie bald befriedigen,“ sagte der Doktor lachend; „also — hören Sie nur zu, ohne mich weiter zu unterbrechen. Nachdem der Fremde das Bild lange betrachtet und die Malerei daran gelobt hatte, ersuchte er mich, ihm nun auch das Zimmer des Fräuleins von Beaulieu zu zeigen, und er hatte mich durch sein ganzes Benehmen so für sich eingenommen, daß ich kein Bedenken trug, ihn auch dahin zu führen.

„Hier sah er sich nach allen Richtungen hin lange um, und darauf begaben wir uns wieder hierher, wo ich ihm Erfrischungen anbot, die ich mittlerweile hatte auftragen lassen, und ich wollte auch Feuer im Kamine anmachen lassen, wovon er mich jedoch zurückhielt, mit dem Bemerken, daß er nicht im Stande sei, sich länger hier aufzuhalten, indem seinen Begleitern seine Rückkehr zu lange dauern möchte.

„Sie luden doch auch diese zu längerem Verweilen ein?“ fragte die Gräfin mit Besorgniß, daß es nicht geschehen sein möchte.

„Ei wohl that ich es; aber er dankte mir dafür mit verbindlichen Worten,“ erwiederte der Doktor, „und nahm darauf Abschied von mir. Weil meine Neugierde, zu erfahren, wer er sei, aber gar zu mächtig herange-

wachsen war, so fragte ich ihn, ehe wir uns trennten, nach seinem Namen. Darauf nahm er eine Karte aus einer Brieftasche, die er auf der Brust unter seinen Kleidern verwahrt trug, legte sie hier auf diesen Tisch, drückte mir die Hand rief mir mit bewegter Stimme und herzlichen Worten Lebewohl zu, und eilte dann so schnell aus der Thür und die Treppen hinab, daß ich ihm mit meinen alten und steifen Füßen nicht folgen konnte. Aber ich humpelte ihm wenigstens so schnell, als mir möglich war, nach und kam eben im Freien an, als er schon mit seinen Begleitern der Landstraße zu sprengte."

„Sonderbar," sagte die Gräfin halb in Gedanken und setzte nach einer kurzen Pause hinzu: „woher es kommt, kann ich mir selbst nicht erklären, denn ich kenne ihn ja nicht, aber ich empfinde für diesen Fremden ein ganz besonderes Interesse und bin neugieriger, als es sonst meine Art ist, seinen Namen zu erfahren."

„Ja, Sie werden es schwerlich errathen; denn obgleich ich die Karte, nachdem er fort war, zur Hand nahm und mich meiner Brille bediente, um recht deutlich lesen zu können, ging es doch nicht an, denn ich glaubte trotz der Brille nicht gut zu sehen. Darum legte ich mich aufs Buchstabiren, aber immer kamen die Sylben Mar—ce—au heraus."

„Wie," rief die Gräfin, den Doktor schnell unter=

brechend, „heißt nicht ein Anführer der Volkspartei so? Stand nicht neulich in den Zeitungen, daß man ihm den Oberbefehl über die Armee anvertraut, welche das Volk aus seiner Mitte formirt hat?“

„Ja, ja, so ist es,“ antwortete der Doktor

„Und der war hier in diesen Zimmern, hier?“ rief die Gräfin mit einer Mischung von Schmerz und Entsetzen aus.

„Nun, nun,“ sagte der Doktor, sie beruhigend, „wenn man den Grund kennt, warum er alle Adelichen, und besonders Alle, die zum Hofe gehören, haßt, und weshalb er sich zum Volke hält, so kann man es ihm allenfalls vergeben. Oder wie, erinnern Sie sich nicht mehr Ihrer eigenen Worte? Was sagten Sie doch damals, als ich Ihnen den Artikel über die jetzigen Volksmänner vorlas? Daß, wenn Sie Einem von ihnen je vergeben könnten, daß er die Waffen gegen seinen rechtmäßigen Herrn und König erhoben habe, es dieser Marceau wäre, dessen hartes Geschick ihn einigermaßen entschuldige, daß er seinen Haß auf alle Aristokraten richte.“

Gabriele suchte ihrer Stimme Festigkeit zu geben, um ihre Gemüthsbewegung nicht zu verrathen, indem sie fragte:

„Was ist ihm denn widerfahren? Ich habe niemals Etwas davon gehört.“

„Das glaube ich wohl,“ erwiederte die Gräfin,

„denn die Sache verhält sich so, daß man nicht gut in Deiner Gegenwart darüber sprechen konnte, und auch gegenwärtig —“

„Ist es schon möglich, wenn nur die Art, wie es geschieht, etwas sorgfältig gewählt wird,“ unterbrach sie der Doktor, „also kurz gesagt, dieser Marceau hatte eine ebenso schöne, wie tugendhafte Schwester. Diese sah ein Günstling des vorigen Königs und rühmte gegen ihn so sehr ihre Reize, daß Ludwig, den man den Vielgeliebten nannte, begierig auf den Besitz dieses jungen Mädchens wurde, worauf sein Günstling ihr glänzende Anerbietungen für den Fall machte, daß sie einwillige, die Geliebte des alten Sünders zu werden. Als sie durchaus jedes Versprechen dieser Art ablehnte, entführte er sie und brachte sie nach dem sogenannten Hirschpark, den ein Teufel von Weib eingerichtet hatte, um den Lüsten ihres königlichen Liebhabers zu fröhnen, in dessen Arme man nun auch Marceaus Schwester lieferte, ihres Bewußtseins durch einen Schlaftrunk beraubt, der so lange anhielt, bis man ein Verbrechen an ihr begangen hatte.“

„O, mein Gott!“ seufzte Gabriele und senkte die Blicke, worauf die Gräfin sagte:

„Nun, man muß gestehen, daß Sie die rechte Art, um eine Sache zu verschlimmern, gewählt haben, mein lieber Doktor.“

Dieser jedoch ließ sich nicht irre machen in seinem Vortrage, sondern fuhr fort:

„O, diese Leidensgeschichte ist noch nicht zu Ende. Das Mädchen mit dem Gefühl seiner Schande wurde wahnsinnig. Der Vater stürzte zu dem Elenden hin, der Schuld an dem Unglück war, richtete harte Worte an den Günstling des Königs und gerieth mit ihm in Streit, nannte ihn bei seinem rechten Namen einen Schurken, ward nach der Bastille gebracht und erdrosselte sich da mit seinen Ketten."

„Und sein Sohn?" fragte Gabriele schüchtern.

„Der war damals noch sehr jung; aber er konnte doch verstehen, was vorging. Er sah die häufig vergossenen Thränen seiner Mutter über den Tod ihres Gatten und über den unglückseligen Zustand seiner Schwester fließen und nahm sich damals schon vor, die Seinigen an jedem Adelichen zu rächen, besonders an Jedem aus dem Geschlechte der Bourbons, und wie er diesen Eid lösen wird — ich fürchte in grausamer Weise, wie die Handlungen waren, welche ihn dazu verleitet haben, ihn auszusprechen."

„Wie mag doch der junge Mann darauf gekommen sein, diese Gegend zu besuchen?" sagte die Gräfin darüber nachdenkend, „oder vielmehr, um richtiger mich auszudrücken, was für ein Grund mag ihn dazu bewogen haben, sich Zutritt in diesem Schlosse zu verschaffen, dadurch, daß er sich für einen Freund Deines Va-

ters ausgab, Gabriele, der er, als zur Volkspartei gehörend, doch ganz unmöglich sein kann? Was mag ihm endlich Interesse für Dein Bild eingeflößt und ihm zur Besichtigung Deines Zimmers verleitet haben? Hat er Dich, und Du ihn schon etwa irgendwo im Leben gesehen?“

Gabriele hatte noch nie gegen ihre Großmutter die Unwahrheit gesprochen und wagte es auch gegenwärtig nicht. Sie erwiederte also, daß man ihr in Saumur auf dem Balle einen jungen Mann bemerklich gemacht, der nicht getanzt, und den man, wenn sie nicht irre, Marceau genannt habe. Mehr zu bekennen, glaubte sie sich nicht verpflichtet, denn man hatte sie ja nach mehr für diesen Augenblick nicht gefragt.

„Und man hat ihn dort ungehindert sein Wesen treiben lassen?“ fragte der Doktor ärgerlich darüber, denn er vermuthete nun, daß Gabriele ihrer Schönheit wegen dem Volksrepräsentanten aufgefallen, und daß er darum nach dem Schlosse Saint-Croix gekommen sei, um den Ort kennen zu lernen, an dem sie ihr Leben zubrachte, aus welchem Grunde der Doktor auch, vollends verdrüßlich geworden, hinzusetzte: „Nun, das finde ich doch in der That etwas sonderbar, das heißt an der unrechten Stelle Toleranz ausüben.“

„Ich habe nicht wahrgenommen, daß Jemand ihn auf irgend eine Weise belästigte,“ entgegnete Gabriele, in ihrem Innern dem Doktor zürnend, daß er

Marceau das Gegentheil jetzt wünschte, da er ihn doch vorhin so milde beurtheilt hatte, „auch habe ich nicht gehört, daß irgend ein Mensch es gewollt hat.“

„Man wird befürchtet haben, daß es künftig die Gegend um Saumur und diese Stadt selbst entgelten müßte, wenn man ihn, den die Zeitungen als tollkühn bezeichnen, in irgend einer Weise beleidigen möchte,“ sagte die Gräfin, indem sie sich zugleich aus ihrem Sessel erhob und darauf fortfuhr, „das weite Fahren hat mich recht angegriffen, weshalb ich mich nun nach Ruhe sehne und Sie bitte, mein lieber Freund, mich dieser zu überlassen.“

„Ich hätte eigentlich von selbst daran denken müssen, statt es abzuwarten, daß Sie mich beschämen,“ erwiederte der Doktor, „was mir darum ganz recht geschieht, und wofür ich Ihnen noch die Hand zu küssen mich verpflichtet fühle, mit dem Ersuchen, mir meine Vergessenheit zu vergeben, und zwar darum, weil meine Freude, Sie Beide wiederzusehen, davon die Schuld trägt. Aber morgen werde ich wiederkommen, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen.“

Nach diesen Worten entfernte sich der Doktor, von Gabrielen bis zur Thüre begleitet.

Als sie sich nun allein befanden, sagte die Gräfin:

„Wir wollen jetzt noch zusammen ein frugales Abendbrot genießen und dann uns zu Bette begeben.“

Gabriele ertheilte der Kammerfrau ihrer Großmutter die nöthigen Befehle, um deren Wunsch zu erfüllen, und nach einer halben Stunde konnte diese sich schon in ihr Schlafzimmer begeben, nachdem sie ihre Enkelin ermahnt hatte, doch ja bald ihrem Beispiele zu folgen, worauf sie die Thüre hinter sich zuzog.

Das Feuer im Kamine war noch nicht ganz erloschen, weshalb Gabriele einen Sessel nahe dazu hinrückte, sich darin niederließ und, in Gedanken versunken, die noch fortglimmenden Kohlen anstarrte.

An was dachte sie aber? Begleiteten ihre Gedanken etwa Jemanden nach Paris, an den sie eigentlich nicht denken sollte, es nicht durfte?

So war es allerdings, und dabei mußte sie doch den Wunsch bei sich hegen, daß dieser Rebellenanführer ihr niemals wieder begegnen möchte. Denn, wozu konnte ein solches Zusammentreffen führen? Nur zu Unglück für ihre ganze Lebenszeit, da die Gräfin von Saint-Croix doch gewiß nicht ihre Enkelin mit einem Bürgerlichen verheirathet hätte, und am wenigsten unter den obwaltenden Umständen; gleichviel, was ihn dazu vermochte, daß er sich zu den Feinden der guten Ordnung hielt.

Sie gelobte sich also darum fest an, daß sie Marceau vergessen wollte, und hoffte, daß es möglich sei, weil sie die Gewalt der ersten Liebe noch nicht hatte kennen lernen.

Es liegt nicht in unserer Absicht, die Vorfälle genauer anzugeben, welche sich zu der Zeit in Paris ereigneten, als sich die Gräfin von Saint-Croix und deren Enkelin schon lange wieder im Schlosse Saint-Croix aufhielten; ebenso wenig wie die, welche sich später ereigneten und die noch weit wichtigere vorbereiteten, denn das ist schon oft genug und von genau damit bekannten Personen geschehen. Vielmehr ist nur das davon kurz zu berühren, was Einfluß auf Gabrielens Schicksal hatte, und auf das ihrer Lieben.

Die Gährung unter dem Volke in Paris, von dem ausschweifenden Herzoge von Orleans vorbereitet, äußerte sich von Tag zu Tage weniger verschleiert und nahm einen sehr ernsten, einen überaus bedenklichen Charakter an.

So erschien sie endlich — nur leider zu spät — auch dem Könige, und er wollte nun Maßregeln dagegen einleiten, um ernstlich dem in drohender Weise sich zeigenden Unfuge zu steuern.

Das, meinte er, sei am besten durch Truppen zu bewirken, die er zwischen Paris und Versailles aufstellen lasse, und dazu ertheilte er die nöthigen Befehle. Aber die Nationalversammlung erhob dagegen Einwendun-

gen, und weil sie dabei beharrte, so setzte sie ihren Willen durch.

Die Feinde des Königthums frohlockten, denn an diesen ersten Schritt ihrer Gewalt ließen sich nun um so leichter die darauf begreiflicherweise bald folgenden anreihen.

Sie wurden bald bemerkbar, denn durch exaltirte Köpfe dazu angereizt, durch Personen, die Nichts zu verlieren hatten, aber an Eigenthum durch einen Umsturz der guten Ordnung zu gewinnen hofften, entstand am **13**. Juli **1789** endlich sogar in den Straßen von Paris ein wilder Aufruhr unter dem Volke.

Die Sturmglocken wurden geläutet, und das Wirbeln der vielen Trommeln, welche die Stadt durchzogen, vermehrte noch den ohnehin schon ganz betäubenden Lärmen des sinnenberauschten Pöbels. Auch kam es nicht selten vor, daß ganze Compagnien ihre Fahnen verließen, um sich mit dem Volke gegen die Königlichgesinnten zu vereinigen.

Endlich wurde die Bastille gestürmt, die darin Gefangenen befreit, und von diesem Augenblicke an verübten ruchlose Menschen die fürchterlichsten Grausamkeiten.

In der Zwischenzeit vom Monat Januar bis zum Juli **1789** hatte Herr von Beaulieu nach und nach Alles, was er von werthvollen Gegenständen besaß, nach der Vendee seiner Schwiegermutter zugeschickt

und Madame Vernon oftmals zu bewegen gesucht, daß sie gleichfalls sich nach dem Schlosse Saint-Croix begeben möchte.

Allein sie hatte solche Anhänglichkeit an den Gatten ihrer verstorbenen Gebieterin und an deren Sohn, daß sie sich nicht dazu entschließen konnte, Beide zu verlassen.

Als jedoch das Ungewitter deutlich immer näher zog, welches die Macht des Königs gänzlich zu vernichten drohte, und die Gefahr für Eigenthum und Leben sich mit jeder Stunde vermehrte, drang Herr von Beaulieu ernstlich auf die Abreise der Madame Vernon nach der Vendee.

Sie leistete ihm mit von Kummer schwer bedrücktem Herzen Folge und nahm den Rest von kostbaren Gegenständen noch mit sich, welchen schon viele andere vorangegangen waren, und zwar verpackt mit der Post.

Indem sie von Herrn von Beaulieu Abschied nahm, trug dieser ihr auf, seiner Schwiegermutter und Gabrielen mitzutheilen, daß sie in der nächsten Zeit nicht darauf rechnen könnten, regelmäßig von ihm Nachrichten über sein Befinden zu erhalten und über das seines Sohnes, weil es vielleicht ihm unmöglich würde, ihnen zu schreiben. Jedoch möchten sie sich weder um ihn noch um Armand ängstigen, sondern bedenken, daß die Hand des Allmächtigen sie Beide beschützen und am Leben erhalten könnte, dafern er es für gut finde.

Begreiflicherweise entsetzte sich die Gräfin von Saint-Croix, als sie durch Madame Vernon deutlicher, als es die Zeitungen verkündigten, erfuhr, wie es in Paris aussah, und welche Besorgnisse Herr von Beaulieu an die Vorfälle der letzten Zeit knüpfte.

Er hielt die Entthronung Ludwigs XVI. nicht nur für möglich, sondern er glaubte sogar, daß sein Schicksal sich für ihn sehr traurig gestalten würde.

Aber trotzdem war er Willens, diesem unglücklichen Fürsten seine Dienste bis zum letzten Augenblicke seines Lebens zu widmen, auch Armand gleichfalls dazu zu veranlassen, und er ließ die Mitglieder seiner Familie das wissen.

Gabriele ängstigte sich unaufhörlich, wenn keine Nachrichten aus Paris für sie eingingen, und zitterte jedesmal, wie im Fieber, so oft ein Brief von dort anlangte, den sie dann ihrer Großmutter vorlesen mußte, welche die Sorge, wie die Sache enden würde, nicht ganz unbedeutend erkranken machte.

Selbst der Doktor, welcher sonst nicht leicht eine Befürchtung wahrnehmen ließ, nahm jetzt nicht selten eine bedenkliche Miene an, wenn gar nichts Gutes zu hören war, da die Gräfin überdieß täglich leidender wurde, indem ihr Fieber sich vermehrte, und ebenso ihre Gichtschmerzen.

Gabriele wich den ganzen Tag nicht von dem Bette der Gräfin und würde ebenso gern auch in der Nacht

bei ihr gewacht oder doch wenigstens in ihrem Zimmer geschlafen haben, wenn die Kranke es nur erlaubt hätte.

Allein diese wollte zur Nachtzeit nur ihre Kammerfrau Susanne um sich haben und sah es nicht einmal gern, wenn diese in ihrer Pflege mit Madame Giron abwechselte, was jedoch endlich geschehen mußte, als die Krankheit der Gräfin länger dauerte und mehr an Bedeutung zunahm.

Frau von Callimare wurde durch die Vorfälle der Zeit so in Angst gesetzt, daß sie den Entschluß faßte, sich ins Ausland zu begeben, über den Rhein, nach Mannheim.

Dort hatte sie eine Schwester verheirathet, und bei dieser wollte sie sich aufhalten, bis die Ruhe und Sicherheit in Frankreich wiederhergestellt sei.

Sie schrieb also an die Gräfin von Saint-Croix und fragte diese, ob sie nicht in gleicher Absicht die Reise nach Mannheim mit ihr gemeinschaftlich unternehmen wolle, denn sie hatte noch nicht von der Krankheit ihrer Freundin gehört.

Begreiflicherweise mußte diese ihr für sich und Gabrielen eine abschlägliche Antwort ertheilen, und nach der Abreise dieser Damen erhielten sie auch von ihnen weiter

keine Nachricht über ihr Befinden, weil der Postengang in der letzten Zeit gehemmt war.

In Paris sah man das Ende jeder Ordnung schnell herannahen, seitdem der in Verbrechen ergraute Herzog von Orleans große Summen unter dem Pöbel hatte vertheilen lassen, um sich dessen Anhang zu erwerben, und besonders seitdem dem Volke eine erkünstelte Brottheuerung in Aussicht gestellt war, seitdem es glaubte, es würde nun eine allgemeine Hungersnoth eintreten, gegen welche sich nur die Reichen und Großen des Landes schützen könnten. Seitdem man ihm vorgespiegelt hatte, daß einzig der König davon die Schuld trage, weshalb es ihn immer mehr haßte, und in eben dem Grade auch alle Mitglieder seiner Familie.

Es war aber nicht nur der männliche Theil der Bevölkerung von Paris, welcher aufstand gegen die Unglücklichen, sondern über zweihundert Weiber machten sich auf den Weg nach Versailles, um den König zur Annahme ihrer ungerechten Vorschläge, die sie in so verbrecherischer Weise vor sein Ohr zu bringen gedachten, zu zwingen.

Fischweiber, Freudenmädchen, Höckerinnen und sonst noch loses Gesindel machte die Masse des Trupps aus, dem der Herzog von Orleans sich anschloß, gleichfalls als Frau gekleidet, so wie viele Andere, die nun mit ihnen an dem Ziele ihrer Auswanderung anlangten, mit ihnen zugleich in die Gemächer des königlichen Schlosses

drangen, wo sie Ludwig XVI. zwangen, die ihm vorgelegte neue Verfassung anzuerkennen und das ihm zugestellte Dokument zu unterschreiben.

Nachdem sie ihr Vorhaben ausgeführt hatten, bemächtigten sie sich aller Vorräthe von Wein, den sie aus den Kellern schleppten, durch den sie sich in den königlichen Zimmern berauschten. Und dann ihrer Besinnung nicht mehr mächtig, verübten sie die gröbsten Ausschweifungen.

Indessen diese Gräul von den Gefühllosen vollzogen wurden, hatten Andere Feuer auf den Straßen angezündet und sich darum gelagert, denn es war schon herbstliche Witterung eingetreten, und besonders in der Nacht vor dem 5. Oktober wurde plötzlich die naßkalte Luft recht unangenehm.

Allein der Umstand hielt diese wilde Rotte doch nicht ab, sich im Freien aufzuhalten, und selbst dann nicht, als es sogar anfing zu regnen.

Vielmehr vermehrte sich von Stunde zu Stunde ihr das Gehör betäubender Gesang, den man eher als Gebrüll bezeichnen konnte, und das Geschrei nahm ebenso zu, denn sie wußten ja, um welcher Ursache willen sie sich hier vor dem königlichen Schlosse versammelt hatten, und wollten nur den Anbruch des nächsten Tages abwarten, um dann erst ihr verbrecherisches Vorhaben zu vollenden.

Als die ersten Strahlen des Morgenlichtes bemerkbar wurden, gaben die ausgelassenen Kreaturen einander das Signal zum Beginnen von Mord und Plünderung.

Dieses Signal bestand in einem Geheule, das nach allen Seiten hin zu hören war und ganz so klang, wie das der wilden Thiere des Waldes, wenn diese der Hunger quält. Es ward von den Entfernteren verstanden.

Sie kamen darauf schnell herbei, vereinigten sich mit der Menge des Gesindels, und nun begaben sie sich wie Rasende in das Innere des Schlosses, wo sie die Garden bemüht fanden, dieses von dem Pöbel zu reinigen.

Jetzt ging die Metzelei erst recht an. Die Garden wurden von der Mehrzahl überwältigt, niedergestoßen; wohin das Auge nur blickte, sah man die gräßlichsten Gräuelthaten verüben, welche die Menschheit entehren; und als die Verbrecher sich daran übersättigt hatten, beeilten sie sich, den König und die Seinigen aufzusuchen, um sie mit sich fort hin nach Paris zu schleppen.

Sie brachten es auch dahin, daß der König und die Mitglieder seiner Familie den Wagen besteigen mußten, den nun eine Menge Ungeheuer in menschlicher Gestalt eng einschlossen und unter einem förmlichen Gebrülle nach Paris begleiteten.

Unter all' den nur flüchtig angegebenen Gräueln gelangte begreiflicherweise keiner von den Anhängern des Königs zu einer ruhigen Ueberlegung. Sie konnten nur daran denken, wie sie ihn und die Seinigen zu vertheidigen hätten, und von welcher Seite ihn die meiste Gefahr bedrohte.

So war es auch bei Herrn von Beaulieu und dessen Sohn der Fall, der, dem Beispiele seines Vaters folgend, sich an dessen Seite hielt und niederstieß, was sich ihnen widersetzte.

So gelang es ihnen lange Zeit vereint zu kämpfen, bis sie endlich doch getrennt wurden, und zwar durch eine große Masse des Pöbels, die sich neuerdings in die königlichen Gemächer drängte.

Von da an bekam Armand seinen Vater nicht weiter zu sehen, und nur ein Bekannter rief ihm zu, daß sich der General von Beaulieu mit vielen Andern um den König geschaart habe, um diesen vor Meuchelmord zu schützen.

Armand wollte sich nun gleichfalls in die königlichen Gemächer hindrängen, um dort seinen Vater aufzusuchen, und als es ihm wirklich gelungen war, die Menge der sich Entgegenstellenden zu durchbrechen, so konnte er doch den Gesuchten nirgends entdecken.

Alle, die von der Garde des Königs noch am Leben geblieben waren, fragte er nach seinem Vater, doch

Niemand hatte in der Hitze des Gefechtes auf einen Einzelnen achtgehabt.

Nur sein Adjutant wollte an der Seite des Generals gekämpft und gesehen haben, daß er verwundet gefallen sei, ob gefährlich für sein Leben, konnte natürlich der Gardeoffizier nicht angeben, auch sich nicht besinnen, in welchem von den Zimmern des Schlosses das geschah.

Man hatte den König mittlerweile nach Paris abgeführt, und dessen Familienmitglieder gleichfalls. Armand hielt sich also in den Gemächern dieses Unglücklichen für überflüssig und hoffte dagegen, sich noch seinen Vater am Leben zu erhalten, wenn er sich beeilte, ihn aufzusuchen.

In wahrer Seelenangst durchirrte er eine Menge Zimmer, ohne seinen Zweck zu erreichen.

Die meisten fand er verödet, nur Todte oder Verwundete auf dem Fußboden liegen, und deren Wimmern war herzzerreißend. Von vielen Seiten her tönte ihm auch das Flehen um Beistand entgegen, und ein Jammern, das der Schmerz erzeugte.

Aber der junge Mann konnte ja bei ihnen nicht aufhalten, sondern hatte eine noch heiligere Pflicht zu erfüllen. Er mußte fortgesetzt seinen Vater aufsuchen, und diesen Vorsatz führte er aus.

Schon war er vergebens durch eine Menge Zim-

mer mit beflügelten Schritten geeilt und endlich auch in das Schlafgemach der Königin gekommen.

Hier lag der General von Beaulieu in seinem Blute schwimmend und rang schon mit dem Tode, oder das Bewußtsein war ihm doch entwichen.

Im Kampfe um die Erhaltung des Lebens der Königin war er unter der Uebermacht der auf sie Einstürmenden gefallen.

So fand ihn Armand und hielt ihn anfänglich für todt, als er sich jedoch überzeugt hatte, daß sein Vater noch athmete, bemühte er sich schnell, ihm das Blut zu stillen, das einer tiefen Brustwunde entströmte.

Indem Armand sich noch damit beschäftigte, vernahm er ein Geräusch hinter seinem Rücken und erblickte den Kastellan des Schlosses, der ihm bekannt war.

Dieser durchirrte mit seinen Untergebenen die königlichen Zimmer, um den etwa noch Lebenden unter den Verwundeten Hülfe zu leisten, sie zu verbinden und mit Wasser oder Essig zu erquicken, um sie desto eher zu ermuntern.

Ueberglücklich, Jemanden entdeckt zu haben, der ihm Beistand leisten konnte, rief Armand dem Kastellan zu, und dieser beeilte sich nun ihm Essig zu reichen, den Herr von Beaulieu auch schon nach wenigen Minuten einathmete, während Armand fortfuhr, seine Wunden, so gut es anging, mit entzwei gerissenen Taschentüchern zu verbinden.

Endlich schlug der Gegenstand ihrer Sorge die Augen auf, jedoch ohne zum Bewußtsein zu gelangen, und weil sie meinten, daß er sich in einem durch Kaminfeuer-erwärmten Zimmer eher erholen könnte, so trugen sie ihn in ein ganz kleines, in welchem sich sonst die Kammerfrauen der Königin aufzuhalten pflegten, welche den Dienst hatten.

Hier legten sie den Verwundeten auf ein Sopha und beeilten sich Feuer im Kamine anzuzünden, wodurch sie das kleine Gemach auch schnell durchwärmten.

Ein ihren Wünschen günstiger Erfolg belohnte bald ihre Bemühungen, denn Herr von Beaulieu gelangte wieder zum Bewußtsein. Er blickte, wie es schien, mit Verwunderung um sich und fragte:

„Wo bin ich?“

„In den Armen Ihres Sohnes,“ gab ihm dieser zur Antwort; „aber wünschen Sie nicht Etwas, mein geliebter Vater? Etwa Wein, zu Ihrer Stärkung?“

Herr von Beaulieu nickte mit dem Kopfe, und nachdem er von dem Wein getrunken, den ihm der Kastellan des Schlosses gebracht hatte, fragte er mit äußerst matter Stimme:

„Wo befindet sich der König? Wo dessen Gemahlin?“

„Sie halten sich gegenwärtig in Paris auf,“ antwortete Armand, „und ich glaube, daß Ihr Leben nicht weiter bedroht werden wird.“

Herr von Beaulieu schüttelte den Kopf, aber er sprach eine ganze Weile nicht, weil er die Absicht hatte, Kräfte zu einer längeren Unterredung mit seinem Sohne zu sammeln, die der Kastellan nicht stören wollte, weshalb er sich entfernte.

Armand saß neben seinem Vater, dessen Hand er in der seinigen hielt und den er mit innerer Seelenangst beobachtete; denn er konnte jeden Augenblick befürchten, daß der Tod ihn abrufen würde in die Ewigkeit.

Indessen hatte der Kastellan alle seine Leute ausgeschickt, um einen Wundarzt aufzusuchen, aber sie kamen unverrichteter Sache zurück, indem sie in ihrem Berufe sämmtlich in die Lazarethe geholt worden waren.

Der Kastellan kehrte mit dieser Nachricht nach einer Weile zu Armand zurück, und als dieser mit großer Betrübniß sie vernahm, sagte sein Vater, es bemerkend:

„Mein guter Sohn, der Beistand eines Wundarztes wäre vergeblich gewesen. Er hätte mein Leben nicht verlängert, denn es werden vielmehr meiner Augenblicke, die ich noch bei Dir verweilen darf, nicht mehr viele sein. Bliebe mir nur noch Zeit übrig, um Dir noch Einiges zu sagen, dann wollte ich dem Rufe des Herrn gern folgen.“

„O, mein Gott!“ rief Armand schmerzvoll aus, „sollte es wirklich so kommen!“

„Gewiß;“ antwortete der Sterbende schon so schwach,

daß Jener sich zu ihm beugen mußte, wenn er ihn verstehen wollte, denn das Sprechen wurde ihm schon sehr schwer.

„Ich will selbst herumlaufen, um einen Wundarzt irgendwo aufzutreiben," sagte nun der Kastellan und verließ das Zimmer.

Als Vater und Sohn sich allein befanden, sagte der Sterbende in langen Zwischenpausen, weil seine Kräfte von Minute zu Minute mehr abnahmen. „Was ich Dir nun noch zu sagen habe, mein lieber Sohn, betrachte als Befehle, die Dir heilig sein müssen, weil es die letzten sind, welche Du noch von Deinem Vater empfangen wirst, der die Hoffnung bei sich nährt, daß Du mit der Ausführung derselben nicht säumig sein wirst, wenn auch die Wünsche Deines Herzens nicht damit übereinstimmen."

Nach einer langen Pause erst konnte der Sterbende fortfahren:

„Der Graf von Saint-Croix hat keine männlichen Nachkommen und darum die testamentarische Verfügung hinterlassen, daß der Gemahl seiner Tochter und dessen Nachkommen seinen Titel und Namen erben, Beides dem ihrigen bei jeder Unterschrift beifügen sollen. Diese Verfügung aber hat der König durch sein Wort und

Siegel bestätigt, und es lag nur in meinem Willen, wenn ich den mir beliebigen Vortheil davon benutzen wollte.

„Ich zögerte jedoch damit, weil ich darnach meinen Hausstand hätte vergrößern müssen, die Kosten aber scheute, und der König mir völlige Freiheit ließ, nach meinem Willen zu handeln.

„Ich glaubte bei Dir, mein Sohn, einen gewissen Hang zu Pracht und Glanz wahrzunehmen, und befürchtete darum, daß unsere Standeserhöhung nur verderblich auf Dich wirken würde. Allein nun, am Rande des Grabes, halte ich es für nothwendig, Dich von dem zu unterrichten, was früher schon geschehen ist, und worüber Du die Dokumente in meinem Schreibtische in einem verborgenen Fache finden wirst. Auch die Schuldscheine von Kapitalien, welche ich in der letzten Zeit nicht habe einziehen können.“

„Aber wie finde ich dieses Fach?“ fragte Armand, der allerdings nicht unempfindlich gegen diese Standeserhöhung war.

„Es kommt auf den Druck an dem Schnitzwerke zum Vorscheine, das sich innerhalb des Schreibtisches befindet,“ antwortete der Sterbende; „und auch noch eine bedeutende Summe in Gold findest Du darin, die ich für unvorhergesehene Fälle da aufbewahrte. Nimm die Papiere sämmtlich an Dich, das Gold ebenfalls,

und verfüge Dich ohne Zeitversäumniß nach der Vendee zu Deiner Großmutter und Schwester —“

„Wie,“ unterbrach ihn Armand beinahe erschrocken, „Sie wollen, daß ich Paris in dem für die gute Sache so entscheidenden Augenblicke verlassen soll?“

„Es ist mein fester Wille,“ erwiederte der Sterbende.

„Aber meine Pflicht —“ sagte Armand.

„Ich, Dein Vorgesetzter, entbinde Dich davon, indem ich Dir auf ein Jahr Urlaub gebe,“ sagte sein Vater; „bis dahin wird das Schicksal unseres unglücklichen Vaterlandes entschieden sein. Du aber darfst während dieser Zeit die Gräfin von Saint-Croix und Deine Schwester nicht verlassen.“

Daß er jetzt in einem so entscheidenden Zeitpunkte seiner militärischen Laufbahn entsagen sollte, war ganz gegen Armands Wunsch und Absicht.

Er sah also sehr betrübt aus, und deshalb sagte sein Vater, als er es wahrnahm:

„Bedenke, daß Du der einzige Schutz für Deine Großmutter und Schwester sein wirst. Niemand auf der ganzen weiten Erde ist, der ihnen sonst einen Rath geben wird und ihnen zu der Ausführung desselben verhilft; denn so gut es auch unser lieber Doktor meint, so ist er doch schon zu alt, und die Bedrängnisse unserer Zeit werden zu sehr auf ihn einwirken, als daß Ihr hoffen könnt, ihn noch lange zu behalten. Nein,

Granville wird es nicht überleben, wenn er erfährt, daß unser guter König aufgehört hat zu sein."

„Wie, Sie fürchten, daß man gewaltsam, — daß —"

Er stockte, denn Entsetzen über die Vermuthung seines Vaters raubte ihm die Sprache.

„Ich fürchte es nicht nur," sagte der Sterbende, und seine Stimme ward dabei schwächer, „sondern ich glaube es sogar; denn unser Pöbel ist grausam in seiner Wuth; er gleicht den wilden Thieren ferner Welttheile. Darum verlange ich von Dir, daß Du in dieser Zeit des Schreckens dort Dich aufhalten sollst, bei der Gräfin Saint-Croix; denn hier ist Deine Gegenwart ohne Nutzen, da Du nicht stark genug bist, die Räder des den König bedrohenden Schicksals zu hemmen."

„Ich glaube," fuhr der Sterbende erst nach einer langen Pause fort, „daß die Bewohner der Vendee noch am längsten in ihrer Treue für den König beharren werden. Allein es kann sich auch Alles anders gestalten, wie ich es meine, und darum beschränke ich meine Bitten und Befehle nur darauf, daß Du in Noth und Tod unsere Lieben nicht verlassen sollst, die ich der Fürsorge Deines Herzens anempfehle. Bringe ihnen — auch dem biedern Granville — meinen herzlichen und letzten Gruß, und wenn ihnen mein Hinscheiden Kummer verursacht, so vertröste sie auf unser Wiedersehen jenseits.

Auf unser vielleicht schon baldiges Wiedersehen, denn die Gräfin — auch Granville — sind schon alt, und Gabriele — trotz ihrer Jugend —"

Die Schatten des Todes schienen ihn schon zu betäuben, und Armand hoffte nicht seine Stimme noch einmal zu vernehmen. Aber plötzlich flammte wieder ein Lebensfunken in ihm auf, und er sagte kräftiger als vorher:

„Ich will neben Deiner Mutter begraben sein, Armand — empfange meinen Segen —"

Armand kniete vor dem Sterbenden nieder; dieser legte die Hand auf seinen Kopf, schloß dann die Augen und hatte aufgehört zu leben.

Herr von Beaulieu war ein sehr guter Mensch, und solchen folgt der Werth ihrer Handlungen, hier auf Erden ausgeübt, in ein besseres Leben nach.

Armand verweilte noch lange in betender Stellung vor dem Sopha, auf dem sein Vater lag, und auch der Kastellan folgte diesem Beispiele. Endlich aber warf sich Armand weinend über die Leiche.

Nun suchte der Kastellan ihn von ihr fort zu drängen und ihn zu überzeugen, daß sie ohne Säumniß Sorge tragen müßten, die Vorkehrungen zu dem Begränissbe des Verstorbenen zu treffen.

Da nun aber dieser angegeben hatte, wo er begraben sein wollte, so mußten sie darauf denken, wie sie die Leiche nach Paris zu schaffen vermöchten.

Das konnte nur in einem dicht verschlossenen Wagen geschehen, der nicht zu den königlichen gehörte, und der Kastellan meinte, daß sie vielleicht einen von schwarzer Farbe finden würden, den man bei Begräbnissen für die ersten Leidtragenden zu benutzen pflegte.

Er begab sich also hinab nach den Remisen und fand unter den übrigen, die beinahe sämmtlich zertrümmert waren, einen solchen Leichenwagen, den die Wuth des Pöbels verschont oder übersehen hatte, weil er von allen entfernt stand.

Aber nun trat ein anderer Uebelstand ein. Wo sollten sie Pferde herbekommen, die den Wagen nach der Stadt führen konnten?

Armand mußte durchaus nach der Landstraße, um dort vielleicht welche zu treffen, obgleich es für ihn gefahrvoll genug war, sich da zu zeigen, weil er noch die Uniform der Leibwache des Königs trug.

Daran dachte auch der Kastellan und gab ihm darum einen Oberrock von seinem Sohne der in diesem Augenblicke bei einem Verwandten auf dem Lande zum Besuche war, und nun beeilte sich Armand fortzukommen.

Die Landstraße war mit Verwundeten und Leichen

bedeckt, loses Gesindel aber damit beschäftigt, sie auszuplündern.

Besonders waren es Weiber, die sich dabei betheiligten, Auswürfe ihres Geschlechtes; denn die männliche Bevölkerung von Paris hatte sich dahin zurückbegeben, indem dort Wichtigeres sie erwartete.

Es kostete Armand die größte Ueberwindung, diese Herzlosen gewähren zu lassen, aber es waren ihrer zu Viele, als daß er es wagen konnte, sich feindlich gesinnt gegen sie zu zeigen. Vielmehr nahm er sich vor, daraus Nutzen zu ziehen, als er wahrnahm, daß eins dieser Weiber die durch Plündern eroberten Sachen eben auf ein Pferd packen wollte, das sie neben sich an einen Baum gebunden hatte, weshalb er sie fragte, ob sie nicht Willens sei das Pferd zu verkaufen.

„Ei, wie sollte ich denn das große Pack hier nach der Stadt bringen?“ gab sie ihm zur Antwort.

„Nun, darein könnten wir uns theilen,“ sagte ein junges Mädchen, ihre Tochter; „denn was wollen wir in Paris, so eng wie wir wohnen, mit einem Pferde anfangen, und wer wird es uns da gleich abkaufen? Wenn also nur der Bürger hier einen guten Preis dafür zahlt, so wollen wir es ihm überlassen.“

„Ja, aber wohlfeil gebe ich das schöne Thier nicht her,“ sagte die Alte, ihm den Hals streichelnd.

„Mutter,“ flüsterte die Tochter ihr zu, „es ist ja

eine wahre Mähre, die gewiß nur Karren gezogen hat, mithin nicht das tägliche Futter werth wäre."

„Willst Du schweigen," gebot ihr die Alte lebhaft; „nein, unter 20 Louisd'or gebe ich das schöne Thier nicht her."

„Soviel führe ich nicht bei mir," erwiederte Armand, „aber dieser Ring hier ist mehr werth; wollen wir tauschen? Ihr den Ring, ich das Pferd."

„Mutter, nimm ihn," bat das Mädchen; „denke einen solchen Ring an meiner Hand, wie sich unsere Nachbarinnen darüber ärgern würden, und im schlimmsten Falle können wir ihn später verkaufen, während das Pferd uns nur Geld kostet."

„Nun — Du hast recht," sagte die Alte, „so nimm denn das allerliebste Thier hin."

Sie band es los, streichelte es, küßte es sogar und überlieferte es Armand, nachdem dieser ihrer Tochter seinen Ring zugestellt hatte, der wohl viermal mehr werth war, als das Pferd, denn das schien noch überdies lahm zu sein und gehörte einer ganz geringen Race an.

Darum befürchtete Armand, daß es nicht den schweren Wagen ziehen könnte, wenn er es zuvor im Geringsten anstrengte, weshalb er es vorzog, zu Fuß neben ihm herzugehen und es an einem Stricke zu leiten.

Er wählte einen Seitenweg, um eher nach dem

Schlosse zurückzukommen und hoffentlich auch ohne Gefahr, sein Pferd los zu werden, wenn Jemand von dem Gesindel, das sich auf der Landstraße aufhielt, darnach ein Gelüste tragen sollte.

Der Fußsteg, den er einschlug, war ganz leer von Menschen. Nur eine Leiche traf er an der Erde liegend an.

Es war die eines jungen Mannes in gutem, bürgerlichen Anzuge, und es kam Armand vor, als ob noch Leben in ihm sei.

Er riß ihm also die Weste auf, um seinen Zustand zu untersuchen, und überzeugte sich bald, daß er sich geirrt, denn der junge Mensch hatte längst aufgehört zu leben; eine Verwundung, die sein Herz getroffen, war die Ursache seines Todes.

Indem Armand ihm die Weste öffnete, um ihm Luft zu verschaffen, fiel ihm eine Brieftasche entgegen, welche der Todte, auf der bloßen Brust verwahrt, trug, und Armand nahm sie nun mit sich, weil sie nur Papiere zu enthalten schien, diese aber und eine volle Börse, die er gleichfalls bei der Leiche fand, wollte Armand seiner Familie zukommen lassen, denn er hoffte durch den Inhalt der Papiere zu erfahren, wer der Todte war, und darauf setzte er seinen Weg weiter fort.

In dem Schlosse angelangt, ließ Armand von den Leuten des Kastellans die gefundene Leiche dahin schaffen, entschädigte jene für ihre Bemühung von dem bei

ihr gefundenen Gelde, bezahlte die Kosten eines anständigen Begräbnisses, auch den Castellan für den Rock aus seiner Börse, steckte die Brieftasche zu sich und ließ dann seinen Vater in den Wagen tragen.

Darauf setzte er sich zu ihm, ließ das Pferd vorspannen, ein Knecht aus dem Schlosse mußte es lenken, und so fuhren sie nach Paris.

Das ging nun zwar unendlich langsam von Statten, da das Pferd auf dem Wege dahin noch immer mehr hinkte und öfters gar stillstand, ohne daß der Knecht im Stande war, es von der Stelle zu bringen. Allein mit der Zeit langten sie doch vor der Wohnung des Herrn von Beaulieu an.

Die Dienerschaft des Hauses hatte sich unendlich darnach gesehnt, eine Nachricht von dem Befinden ihres Gebieters zu erhalten, oder von dessen Sohn, und als sie nun die Leiche des Herrn von Beaulieu erblickten, jammerten sie laut über seinen Tod.

Nur Armands Vorstellungen, daß sie die Aufmerksamkeit der an seinem Hause Vorübergehenden erregen und ihm dadurch Gefahren zuziehen könnten, machten sie für diesen Augenblick wenigstens verstummen.

Er ordnete nun an, daß die Leiche in das Schlafzimmer des Verstorbenen gebracht würde, und dann die

Anstalten zu seinem Begeäbnisse, das noch denselben Tag, nachdem es am Abende dunkel geworden war, stattfand.

Nur Armand und die männliche Dienerschaft folgte dem in einem Sargmagazin schon am Morgen gekauften letzten Bette des Dahingeschiedenen, der in aller Stille neben seiner Gattin beerdigt wurde.

Als Armand von dem ihm unendlich schwer gewordenen Gange zurückkam, verschloß er sich in sein Zimmer, um hier seinem Schmerze ungestört nachzuhängen.

Allein er erinnerte sich auch daran, daß er die allgemeine Verwirrung benutzen müsse, um aus Paris ungestört fortzukommen, und wandte den Rest der Nacht an, um Vorbereitungen dazu zu treffen.

Vor allen Dingen nahm er die Papiere sämmtlich an sich, welche er in dem Schreibtische seines Vaters vorfand, und das Gold, welches schon in Rollen verpackt und versiegelt war.

Dann ließ er den Kammerdiener seines verstorbenen Vaters zu sich rufen, den er als treu und verschwiegen kannte und dem er ohne Bedenken anvertrauen konnte, daß er in einer Verkleidung am folgenden Morgen in aller Frühe sich aus Paris entfernen und sich nach der Vendee zu seiner Großmutter begeben wolle.

Während seiner Abwesenheit von Paris sollte der

biedere Lemieur ferner im Hause bleiben und die übrige Dienerschaft beaufsichtigen.

Jetzt öffnete Armand die Brieftasche des Getödteten und fand darin außer unwichtigen Papieren einen Paß, der für Franz Wieler ausgestellt war und den jungen Mann sicher über den Rhein nach einem kleinen Städtchen der Bergstraße am Neckar leiten sollte, nach Weinheim.

Er schrieb also noch einen Brief an dessen Mutter und theilte ihr mit, was ihm begegnet war, auch daß sie das bei ihrem Sohne vorgefundene Geld und seine bei sich geführten Papiere zugeschickt erhalten sollte, sobald der Postenlauf nicht mehr gehemmt sei. Auch händigte er zu diesem Zwecke dem Kammerdiener Lemieur die Papiere und das Geld ein, welche Gegenstände er dann an Madame Wieler, die Mutter des Verstorbenen, wie er aus ihren Briefen ersah, abschicken müßte.

Sie sprachen darauf noch bis spät in die Nacht hinein von Allem, was Lemieur im Auftrage seines nunmehrigen Herrn zu beginnen habe, und Armand legte sich darauf noch einige Stunden zur Ruhe nieder, während der biedere Alte jedoch aufblieb, indem er Armand wecken sollte, sobald der Tag anbrach.

Erst dachte Armand auf seinem Lager nur an den erlittenen Verlust und konnte nicht einschlafen. Endlich

aber behauptete die Natur ihre Rechte, und von großer Müdigkeit überwältigt, schlossen sich seine Augen.

Erschrocken fuhr er empor, als Lemieur ihn sanft am Arme rüttelte, und er sich überzeugte, daß es bereits heller Tag war, weshalb er sich schnell ankleidete und frühstückte, weil Lemieur schon den Kaffee für ihn bereitet hatte, worauf ihm noch einige recht schmerzliche Minuten bevorstanden, in welchen er von den Zimmern Abschied nahm, wo er mit seinem Vater gemeinschaftlich so glückliche Tage verlebt hatte, denn an die Zeit, wo seine Mutter noch lebte, konnte er sich nur unvollkommen erinnern.

Wer war im Stande, ihm vorher zu sagen, ob er jemals wieder in sein elterliches Haus zurückkehren könnte, denn wenn es so kam, wie sein Vater befürchtete, so war das Leben oder doch das Eigenthum aller Aristokraten bedroht, und vielleicht erreichten ihn sogar jetzt schon Gefahren, indem er sich nach der Vendee und dort in das Schloß seiner Großmutter verfügte.

Darum traten sogar Thränen in seine Augen, indem er sich zum letzten Male in seiner Umgebung umsah, dann Lemieur Lebewohl sagte, ihm Grüße an die übrige Dienerschaft auftrug, die er zu wecken untersagt hatte, und sich auf ein Pferd schwang; absichtlich auf eins, das minder schön aussah, wie die übrigen in seinem Stalle.

Lemieur sah seinem jungen Herrn tief bewegt nach

und segnete ihn in Gedanken, dann ging er in das Haus zurück, wo bald darauf die übrige Dienerschaft zum Vorschein kam und mit Erstaunen vernahm, daß Herr von Beaulieu von dem Könige mit Depeschen nach Straßburg geschickt worden sei und nicht vorher bestimmen könne, wenn er von dort zurückkehre.

Auf seiner Reise hatte Armand zwar mit mancher Gefahr zu kämpfen, weil man sich, wohin er kam, bemühte, die alte Ordnung zu Grabe zu tragen und jedes Gesetz aufzulösen, und er überdies auch noch befürchten mußte, daß man in ihm einen Anhänger des Königthums erkennen würde. Aber seinem bürgerlichen Anzuge hatte er es zu verdanken, daß er endlich doch weiter kam. Nur geschah das mit vielen Unterbrechungen, weil er sich oft unter ein ihn beschützendes Obdach begeben mußte, da er glauben konnte, gegen den Abend auf loses Gesindel zu treffen, wenn er bis zur Nachtzeit noch seinen Weg fortsetzte.

Ja er mußte sich sogar in dichte Waldungen flüchten und hier in Höhlen verborgen halten, was darum anging, weil er schon eine geraume Zeit zu Fuß weiter gewandert, indem sein Pferd, zu stark angegriffen, erlahmt war und er es deshalb verkaufen mußte,

er auch dafür hielt, daß er so unbemerkter seinen Weg fortzusetzen im Stande sei.

Eines Tages begegnete ihm allenthalben eine Menge Volks, dem man es anmerken konnte, um welcher Ursache es sich so zusammengerottet hatte, nämlich um sich an einen bestimmten Ort zu begeben, und sich unter das Kommando eines Anführers zu stellen, was sie auch zu bekennen sich nicht scheuten und wobei sie dessen Namen nannten.

Es war der später durch begangene Grausamkeiten so berüchtigt gewordene Carrier, dessen Andenken nach jener Unglückszeit mit allgemeiner Verachtung, wie er es verdiente, gebrandmarkt wurde.

Armand wußte, daß dieser Mensch ein vertrauter Freund des Herzogs von Orleans war, mit diesem in jeder Beziehung gleich dachte, ein Atheist wie dieser, der an keinen Gott, noch an eine Vergeltung jenseits des Grabes dachte. Aber er kannte den Ruchlosen nicht persönlich und erfuhr erst, als er in seine Nähe kam, daß Carrier das Land nach allen Richtungen hin durchkreuze, in der Absicht, die Bewohner der verschiedenen Provinzen zum Abfalle vom Königthume zu verleiten; den anders Gesinnten so vielen Schaden wie möglich zuzufügen und, wo er konnte, Auflehnungen gegen die Truppen zu veranlassen, wenn diese sich noch als Vertheidiger der ehemaligen Gesetze zeigen wollten,

welches Unternehmen ihm auch ganz vorzüglich gut gelang.

Aus diesem Grunde ging es mithin in den verschiedenen Departements des Landes mit jedem Tage tumultuarischer zu. Jede gute Ordnung hatte längst aufgehört. Jeder Einzelne von der Volkspartei maßte sich das Recht an, mit unbeschränktem Willen zu befehlen, und überall traf man auf Verwilderung der Sitten.

So fand es Armand auf seinem Wege nach der Vendee und konnte es als ein halbes Wunder betrachten, daß er sich am Leben zu erhalten vermochte, denn das war verwirkt, sobald man in ihm einen Aristokraten erkannte, der einem alten Geschlechte des Adels angehörte; ohne Urtheil und Recht ward er dann auf der Stelle erschossen, damit seine liegenden Gründe der Volkspartei zufallen konnten, die sich ohne Weiteres darein theilte.

Niemand widersetzte sich diesem Unfuge, denn wenn es auch Einem eingefallen wäre, mit seinen Beschwerden bis nach Paris zu dringen, so war doch bis dahin das Schicksal des Bedrohten schon längst entschieden. Er weilte nicht mehr unter den Sterblichen, und sein Eigenthum wurde ihm genommen.

An ein Zurückgeben dachte Niemand, denn kein Befehl ward respektirt, und in der Regel kam jeder sich Beklagende noch obendrein übel an, denn man benutzte die erste Gelegenheit, um ihn dafür zu bestrafen.

Nur ein Einziger von den bedeutenderen Anhängern der Volkspartei zeichnete sich dadurch aus, daß er keine Schattenseite seines Charakters bemerkbar werden ließ.

Weniger grausam und habgierig, als die Uebrigen, bereicherte er seine Untergebenen nicht, sowie es von den Andern geschah, aber trotzdem beteten sie ihn beinahe an, und Jeder folgte ungesäumt dem Befehle des Bürgergenerals Marceau.

Es war bekannt, daß, als er sich an die Volkspartei anschloß und später eine der ersten Befehlshaberstellen übernahm, nur der Drang, das seiner Familie von den Großen des Hofes wiederfahrene Unrecht, den ihnen verursachten Herzensjammer zu rächen, ihn dazu veranlaßte.

Absichtlich that er sonst Niemanden als solchen, von denen er glaubte, daß sie es verdienten, wehe, und besonders nicht denen, von welchen er sich überzeugt hielt, daß sie Alles, was den Seinigen Schreckliches wiederfahren war, gemißbilligt hatten. Ueberhaupt aber verübte er nie an irgend einem Menschen Grausamkeiten und nahm im Gegentheile Jeden in Schutz, den Andere, unedlen Anregungen folgend, schlecht begegnen wollten.

Gegen Carrier, den unmenschlich Fühlenden, war also Marceau an Charakter bei weitem hervorragend, und das wußte man allgemein.

Er sah sich daher nicht selten genöthigt, Carrier mit Ernst, ja öfters sogar mit Strenge entgegenzutre-

ten, wenn dieser in der ihm zur Natur gewordenen Weise roh und unedel verfuhr, und daß Marceau es wagte, war immer mit Gefahr verbunden, weil Carrier leider auch einen großen Anhang besaß, der ihn zu der Stelle eines Oberbefehlshabers befördert hatte.

Darum war Carrier durchweg feindlich gegen seinen Rivalen in der Gunst des Volkes gesinnt und bemühte sich nur, seine Bosheit zu verbergen. Ja er stellte sich sogar wohlwollend und bei jeder sich ihm darbietenden Gelegenheit gefällig gegen Marceau, ohne daß es ihm aber jemals gelang, diesen dadurch zu täuschen.

Marceau nahm zwar gleichfalls den Schein an, als ob er sich um Carriers Handlungen nur dann bekümmere, wenn ihre Folgen ihm zu grell in den Weg traten, obgleich sich die Sache ganz anders verhielt, denn er hörte nicht auf, ihn zu beobachten, damit er im Stande war, das, was jener Fehlerhaftes beging, in seinen Wirkungen zu hemmen, was freilich nur dann ihm möglich wurde, wenn er sich in der Nähe dieses Unedlen aufhielt, was jedoch nicht immer anging, indem der Kreis zur Ausübung seiner Berufsgeschäfte sich täglich vergrößerte.

Besonders später fühlte Marceau seinen guten Willen, da zu nützen, wo Carrier nur das Verlangen zeigte, zu kränken, zu zerstören und Andere elend zu machen, gehemmt, als die Rechtspflege in verschiedene

Distrikte vertheilt wurde, die wieder unter einem Befehlshaber standen, der Prokonsul genannt wurde.

In dessen Angelegenheiten durfte sich Niemand mischen, sowie gegen seine Befehle kein Mensch einschreiten durfte. Nur konnte man allenfalls eine Klage gegen ihn bei der Nationalversammlung anbringen.

Allein damit ward selten etwas gebessert, im Gegentheile öfters eine Sache noch gar vielfach verschlimmert, denn entweder erfolgte darauf keine Antwort und noch weniger eine Untersuchung des angegebenen Uebelstandes, oder wenn es geschah, so stand doch beinahe nie Jemandem ein Mittel zu Gebote, um den ihm zuerkannten Vortheil wirklich zu erreichen, und Jeder sah sich von da an von dem Angeklagten verfolgt, woraus nur eine Reihe von Unannehmlichkeiten für ihn hervorging.

So waren die Zustände Frankreichs, als Armand sich nach der Vendee zu der Gräfin von Saint-Croix verfügte.

Es war an einem Abend schon Dunkelheit eingetreten, als Armand an ein Dorf kam, an dessen Ende sich ein Wirthshaus befand.

Darin wollte er die Nacht zubringen, weil er sich von einer weiten Fußwanderung so sehr ermüdet fühlte,

daß er sich kaum noch wenige Schritte weiter schleppen konnte, um zu diesem Wirthshause zu gelangen, was er darum wünschen mußte, weil es in der Gegend des Dorfes sehr ruhig war, obgleich sich eine Menge Volks darin aufhielt, indem am folgenden Tage eine Versammlung stattfinden sollte.

Deshalb aber ging es so ruhig in der Nähe des Wirthshauses zu, welches Armand zu erreichen suchte, weil es von zweien, die sich im Dorfe befanden, als das minder gute bezeichnet wurde.

Auch in dem Hause selbst befanden sich nur wenige Gäste, Armand überzeugte sich also bei seinem Eintritte in die Gaststube, daß diese so gut wie leer war.

Deshalb konnte er sich auch dicht am Kamine in einen großen und bequemen Armstuhl niederlassen, in dem der Hauswirth jeden Tag sein Mittagsschläfchen zu halten pflegte, und dies erfreute Armand, der sich so todtmüde fühlte, ganz unbeschreiblich.

Um den Wirth dafür zu entschädigen, daß er ihm so bereitwillig seinen Platz einräumte, und weil ein unangenehmer Frost ihm den ganzen Körper bebend machte, bestellte Armand eine Portion heißgemachten und recht süßen, auch mit Eiern angerührten Landwein, da es eine bessere Sorte in diesem Wirthshause nicht gab.

Der Wirth suchte ihn nach seinen Kräften zufriedenzustellen und nachdem Armand den Wein ausgetrunken hatte, beschloß er die Nacht in dem äußerst be=

quemen Sorgenstuhle zuzubringen, weil er das Schlafen in der Art dem in einem unsaubern Bette vorzog, wie er es in diesem Wirthshause zu finden nicht anders erwarten konnte.

Der genossene Wein zeigte bald seine Wirkung, denn nun ganz erwärmt, ausruhend von seiner Müdigkeit, schloß Armand die Augen und sank so fest dem Schlafe in die Arme, daß er von dem, was sich weiter neben ihm ereignete, nicht das Geringste vernahm.

Bald darauf traten zwei Männer in die Gaststube, welche den Aufenthalt dem im andern Wirthshause vorgezogen hatten, weil sie über eine ihnen wichtige Sache sprechen wollten, und es dort unmöglich anging, wo jeder Raum überfüllt von Menschen war, welche sangen, jubelten oder sich auch stritten, je nachdem ihr halber Rausch bei ihnen sich äußerte.

Diese Männer ließen sich ein Abendbrot nebst einer Flasche Wein geben, und während sie Beides zu sich nahmen, fragten sie den Wirth, wer der Schläfer dort in dem bequemen Sorgenstuhle nahe beim Kamine sei.

Der Wirth wußte ihnen keinen genügenden Bescheid zu geben, und nachdem sie lange bei ihrer Mahlzeit leise sich unterhalten hatten, legte sich der Eine von ihnen auf eine Bank nieder, um ein wenig zu schlafen. Zuvor aber mußte der Wirth noch Holz zum Feuer legen, damit es die Nacht über in der Stube warm blieb.

Während der Zweite von den beiden Männern sich entfernt hatte, um irgendwo im Hause eine bequemere Schlafstelle aufzusuchen, rollte sein Gefährte einen Mantel zusammen, den er abgelegt hatte, und der ihm nunals Ruhekissen und zur Stütze für seinen Kopf dienen sollte.

So kam er zwar Armand ganz nahe, allein die Bank, auf welcher er sich ausstreckte, stand in einer Richtung, daß Armand den Schlafenden nicht hätte gleich wahrnehmen können, wenn er auch wirklich erwacht wäre, wie es mitten in der Nacht geschah.

Armand befürchtete, daß die Zeit, welche er zu seinem Aufbruche bestimmt hatte, schon längst verflossen sei, worüber er erschrak, und wovon er sich schnell überzeugen wollte.

Zu diesem Zwecke zog er eine Uhr aus dem Busen, die er hier an einem Bande befestigt trug, weil er sie vor Jedermann zu verbergen wünschte, indem sie mit Brillanten besetzt und von Gold war.

Diese Uhr hatte für ihn einen großen Werth; denn der alte Herr von Beaulieu, sein Vater, hatte sie von seiner Mutter bekommen und benutzte sie zum Andenken an sie täglich.

Nach seinem Tode erst nahm sie Armand an sich.

Er beugte sich nun damit näher dem Kamine zu, um beim Scheine des Feuers besser sehen zu können, wo der Zeiger stand, ohne es ahnen, daß er dabei beobachtet wurde, wie es geschah, denn der in

seiner Nähe Schlafende war gleichfalls erwacht, als Armand nicht geräuschlos aufsprang, und hörte ihm zu, als er ausrief: — Wie, so früh ist es noch! Kaum ein Uhr! — ich kann daher wohl noch einige Stunden schlafen. —

Sein Nachbar beobachtete ihn während dem unausgesetzt und wunderte sich, wie ein junger Mensch, in einfach bürgerlichem Anzuge, der ein so geringes Wirthshaus, wie das war, worin sie sich Beide befanden, gewählt hatte, um darin zu übernachten, zu einer so werthvollen Uhr gekommen sein mochte, und vermuthete endlich, daß diese geringscheinende Kleidung und des jungen Mannes Aufenthalt hier in dieser Dorfschenke nur eine Maske sei, hinter der er einen höheren Stand zu verbergen sich bemühe. Davon aber wollte er wissen und schlich deshalb leise aus der Stube, wohin er jedoch schon nach wenigen Minuten zurückkehrte, und zwar von einigen Männern begleitet, die nun laut anfingen zu sprechen und Stühle mit Geräusch von einer Stelle zur andern setzten, worüber Armand erwachte, sich schnell aufrichtete und ebenso sich aus der Nähe dieser Leute entfernen wollte. Aber der Anführer von ihnen, der, welcher erst in seiner Nachbarschaft geschlafen hatte, vertrat ihm den Weg und fragte ihn, wer er sei, woher er komme, und wohin er sich zu begeben gedenke.

„Nur, wenn Sie ein Recht dazu haben, ein solches

Examen mit mir anzustellen," erwiederte Armand, anscheinend mit Ruhe, „werde ich Ihnen antworten."

„Ich könnte Dir einfach sagen, daß ich das Recht des Stärkeren besitze," entgegnete der Fremde, „mithin Dich dazu zwingen kann, mir Rede zu stehen, wenn mich auch nur die Neugierde antriebe, gern zu wissen, wer Du bist. Allein ich besitze noch außer diesem Rechte ein anderes, das Du hoffentlich im nächsten Augenblicke schon anerkennen wirst, wenn ich mich Dir als eine obrigkeitliche Person vorstelle."

Während der Fremde sprach, hatte Armand überlegt, daß es nicht rathsam sei, sich ihm zu widersetzen, weil er, durch den Beistand von seines Gleichen unterstützt, ihn zwingen konnte, seine Fragen zu beantworten. Er suchte sich also unbefangen zu zeigen, indem er sagte: „Ich bin der Sohn eines Landmannes, der ein kleines Grundeigenthum in der Nähe von Saumur besitzt, und hielt mich bei seinem Bruder, der in Paris wohnt, zum Besuche auf, bis mein Vater meinte, daß ich dort von irgend einer Gefahr bedroht werden könnte, und mich darum zurückrief, weshalb ich mich nun diesen Befehl zu vollziehen beeile."

Armand hatte es mit einem geübten Menschenkenner zu thun, der sein Vorhaben, ihn zu täuschen, augenblicklich durchschaute, weshalb er mit unangenehmen Lachen erwiederte: „Ei, Dein Vater, mein lieber Bursche, muß sich in guten Umständen befinden, weil

er die Mittel dazu besaß, Dir eine goldene, mit Brillanten besetzte Uhr anzuschaffen. Ich bin ein Freund von solchen Kostbarkeiten, darum lasse sie mich doch näher betrachten."

Armand fuhr bei diesen Worten zusammen; aber noch mehr erschrak er, als der dicht vor ihm Stehende mit finsterem Ernste und rauhem Tone fortfuhr: „Nein, Du bist nicht der Sohn eines Landmannes, sondern aus besserem Stande, und mithin mir verdächtig. Darum will ich mich davon überzeugen, ob Du noch sonst Gegenstände bei Dir führst, die mich mehr, als Deine Uhr interessiren; entkleide Dich also augenblicklich."

„Ich habe die Uhr von meinem Oheim, der ein reicher Mann ist, zum Geschenke bekommen," versicherte Armand.

„Keine Ausflüchte," herrschte ihm der Fremde zu, „sondern Gehorsam."

Armand zögerte, seine Kleider auszuziehen, weil dann seine Brieftasche bemerkbar wurde, und deshalb sagte der Fremde mit höhnischem Tone: „O, ich merke schon, das junge Herrchen ist daran gewöhnt, durch einen Kammerdiener entkleidet zu werden. Aber, das soll kein Hinderniß abgeben; denn hier sind ihrer gar Drei zu seinem Dienste bereit."

Als die Begleiter des Fremden sich Armand nähern wollten, stieß er sie zurück, indem er ausrief: „Der Uebermacht zu trotzen, wäre vergeblich und darum Thor-

heit. Aber anrühren darf mich Keiner von Euerm Gelichter!"

„Verdanke es unserer Großmuth," entgegnete der Sprecher, „daß wir Dir nicht augenblicklich den Lohn für Deine Frechheit geben; denn wollten wir es, so knüpften wir Dich an den ersten Baum, den wir finden, oder noch besser an diesen Balken, in den schon ein Haken zu solchem Zwecke vorhanden zu sein scheint. So aber wollen wir die Reden eines vorlauten Knaben nicht weiter berücksichtigen, nur fördere Dich bei Deiner Entkleidung, sonst leisten diese da Dir Beistand; darauf kannst Du Dich verlassen."

Er zeigte dabei auf seine Leute.

Es blieb Armand nun keine Wahl mehr übrig, er mußte dem erhaltenen Befehl folgen. Dabei aber kam Alles zum Vorschein, was er so gern den Blicken jedes Menschen verborgen hätte. Eine lederne Tasche, die er auf dem bloßen Leibe trug, und worin sich die für ihn wichtigen Dokumente befanden, die sein Vater in dem ihm gehörenden Schreibtisch in einem verborgenen Fach aufbewahrt hatte, und worunter auch die Papiere waren, welche es durch die Unterschrift des Königs bestätigten, daß er sich mit vollem Rechte in der Folge Armand, Graf von Saint-Croix Beaulieu nennen dürfte.

Auch alles Gold, was er in seine Kleidungsstücke eingenäht hatte, fanden die Untergebenen des ersten

Sprechers und händigten die genannten Gegenstände diesem ein.

Doch er richtete kaum einen Blick auf das viele gefundene Gold, sondern las nur emsig den Inhalt der Papiere beim trüben Scheine einer Lampe durch, während seine Leute Armand genau bewachten, der sich wieder allmählich ankleidete.

Endlich aber steckte der Sprecher die Papiere ein und befahl den Uebrigen, das Gold gut verpackt mit sich zu nehmen, worauf er sagte: „Einen herrlicheren Fang hätte ich mir nicht wünschen können; er wird meinen Ruhm bei der Nationalversammlung in Paris noch vermehren, und auch Euer Name soll dabei genannt werden. Aber, meine Lieben, seht nur, wie sich das Sprüchwort, daß der Himmel seinen Lieblingen ihr Glück im Schlafe bescheert, so schön an mir bestätigt; denn auch ich habe geschlafen, als dieser da in meine Falle gelaufen war.“

Er zeigte dabei auf Armand, indem er fortfuhr: „Ja, glaubt es nur, das ist ein kostbarer Vogel, und die goldenen Eier, welche er mit sich führte sind auch nicht zu verachten; denn sie sollen uns als Vorspann dienen, wenn wir auf einen holperigen Weg gerathen und doch gern eiligst weiter kommen möchten.“

„Aber nun sage mir doch, mein lieber Junge, wohin Du Dich eigentlich flüchten wolltest,“ setzte der Boshafte hinzu, „etwa in den Schooß Deiner Großmutter,

der Gräfin von Saint=Croix? Das ist Dir nicht zu verdenken, denn dahin gehörst Du noch, mein gutes Kind.“

Bis jetzt hatte Armand jeden Ausbruch seines Aergers unterdrückt, weil er sich überzeugt hielt, daß er entweder unter Räuber gerathen war, oder unter Leute von der Volkspartei, weshalb er in jedem Falle nicht zu hoffen hatte, daß sie ihm sein Eigenthum zurückgeben oder überhaupt ihn mild behandeln würden. Aber von dem Sprechenden mit Hohn behandelt zu werden, empörte ihn gegen diesen; daher kam es, daß er jede Vorsicht anzuwenden vergaß und ganz außer sich erwiederte: „Ja, ich bin allerdings noch jung, aber meine Hand hingegen ist schon stark genug, um eine Waffe zu führen. Gieb mir solche, und ich werde Dich davon überzeugen. O, mit Wollust des Herzens würde ich mich ihrer bedienen, um Dich Elenden dafür zu bestrafen, daß Du es gewagt hast, den Sohn eines tapfern Kriegers zu verhöhnen. Nur darum aber konntest Du es, weil er waffenlos und deshalb nicht im Stande ist, sich zu vertheidigen, wie er so gern es möchte, um Dich Unedlen zu bestrafen.“

„Hört nur den Knaben an,“ rief der Fremde laut auflachend seinen Leuten zu, „wie er, gleich einer Kröte, sich aufbläht, um seinen Geifer ohnmächtig auszuspritzen! In Wahrheit, er möchte uns gern sämmtlich damit vergiften. Allein Dein Uebermuth soll schon ge=

brochen werden, denn wir besitzen dazu die Mittel. Merke es Dir wohl; der Bürgeranführer Carrier — Du wirst ja wohl schon von ihm gehört haben — er läßt nicht mit sich spaßen und noch weniger sich von einem solchen Knaben, wie Du noch bist, ungestraft beleidigen.“

Als Armand vernahm, wer der ihm gegenüber Stehende war, hatte er voll Entsetzen dessen Namen laut wiederholt, und fügte mit demselben Ausdrucke nun hinzu: „Ihr seid Carrier? Großer Gott, in welche Hände bin ich gefallen!“

„In solche, die es verstehen, mit vornehmen Personen sehr säuberlich umzugehen,“ erwiederte Carrier.“

Er, der Schrecklichste von Allen, welche sich bis dahin gegen die gute Ordnung sich aufgelehnt hatten. Er, ein wahrer Wütherich, den man als solchen in ganz Frankreich kannte; der in seinem Vaterlande von allen Besserdenkenden gehaßt und noch mehr verachtet wurde. Er, durch dessen Bosheit soviel Blut vergossen worden, den die Geschichte noch jetzt brandmarkt, weil die gewöhnlichen Hinrichtungen ihm nicht genügten, da sie ihm zu langsam vorwärts gingen, weshalb er eine Erfindung machte, um mehrere Menschen zugleich zu tödten, die darauf der Seine anheimfielen, auf der

in einer Art von Flöße, das Gräßliche geschah; er stand nun vor Armand von Beaulieu, der ihn vor Schrecken ganz erstarrt anstaunte.

Einige Augenblicke weidete sich der Elende an der Wirkung, welche sein Name bei Armand hervorgebracht hatte, dann aber sagte er hohnlachend: „Es freut mich, mein Söhnchen, daß mein Name Dir schon bekannt zu sein scheint.“

„Ja wohl ist er es,“ antwortete Armand unvorsichtig und reizte Carrier damit noch mehr, „denn jeder rechtlich Gesinnte nennt ihn mit Verachtung. Er ist berüchtigt.“

„Nun,“ rief Carrier mit einem fürchterlich kalt scheinenden Tone, „mein lieber Sohn, ich werde Dir schon Gelegenheit geben, mich gleichfalls kennen zu lernen, denn —“

„Die Teufel, aus deren Geschlecht Du abstammst,“ unterbrach ihn Armand, „werden Dir dafür den Lohn geben; ich aber verbiete Dir, mich weiter Sohn zu nennen.“

„Ei, wie denn sonst?“ fragte Carrier anscheinend spaßhaft. „Zum Freunde bist Du mir noch zu jung, zum Vater willst Du mich nicht haben; nun so muß ich schon das Richteramt bei Dir übernehmen, um Dich dafür zu züchtigen, daß Du es gewagt hast, mich mit Luzifer in Verwandtschaft zu bringen. Daß Du einen Mann zum Vater hast, der als ein warmer Anhänger

des Königs bekannt ist und darum schon auf der Liste genannt wird, die uns solche bezeichnet, welche wir gelegentlich um einige Spannen kürzer machen wollen."

„O, dieser Bemühung seid Ihr überhoben," entgegnete Armand mit Bitterkeit, „denn der Redliche starb an seinen Wunden, die er bei der Vertheidigung der Königin ehrenvoll erhalten hat."

„So," frohlockte Carrier, „ist er wirklich schon ins Reich der Todten hinübergesegelt? Wir haben also einen Feind weniger zu besiegen. Einen, der — das muß ich ihm nachsagen, denn ich bin gerecht — der für seinen König gefochten hat, wie ein Löwe, wie ich es beim ersten Volksaufstande mit meinen eigenen Augen gesehen habe, und auch in Versailles, wo ich, weil ich andere Arbeit fand, ihm solche auf den Hals schickte, die ihm also den Garaus wirklich gemacht haben."

„Mörder, ehrloser Mörder!" rief Armand, ihn unterbrechend, ganz außer sich aus: „O, Gott sei gelobt dafür, daß Du ihn zu Dir nahmst, damit diese Teufel seinen Körper wenigstens nicht mehr berühren können, indem ich nur weiß, wo seine Gebeine in kühler Erde ruhen; denn gleich den Hyänen würden sie es sonst noch wagen, ihn zu zerfleischen."

„Nein," sagte Carrier, indem er sich schüttelte, „mit den Todten befasse ich mich ungern, weit lieber mit den Lebendigen. Solche, wie Du, Knabe, züchtige ich gar gern dafür, wenn sie es gewagt, meine Galle

zu reizen, und würde es schon längst gethan haben, wenn es mir nicht wichtig wäre, Dich seiner Zeit nach Paris zu liefern, dagegen Du vorläufig noch an einen andern Ort gebracht werden sollst, sobald meine Leute erst einen dazu zweckmäßigen Wagen werden aufgefunden haben. Oder meinst Du, daß ich mich so lange hier mit Dir unterhalten hätte, wenn ich darauf nicht wartete?“

In diesem Augenblicke trat Einer, der besser gekleidet war, wie die Uebrigen in die Stube, um den Bericht abzustatten, daß er nach langem, vergeblichen Suchen endlich einen Wagen, mit Leinwand überspannt, gefunden habe, der sie nun, mit zwei starken Pferden versehen, vor der Hausthüre erwarte.

„Gut, Duprez,“ sagte Carrier zu dem Eintretenden, „Dir habe ich die Ehre zugedacht, den Herrn Grafen von Saint-Croix Beaulieu zu begleiten. Bringe ihn in das sogenannte Krötenloch; Du weißt ja, wo es sich befindet. Eigentlich,“ fuhr er nach kurzem Ueberlegen fort, „erzeige ich Dir noch eine Wohlthat, wenn ich Dich in der Gegend den Tod finden lasse, wo Du geboren bist, mein guter Junge, aber bis dahin wird es noch Zeit vergehen, und Pricier mag ihn indessen immerhin gut beköstigen, bis ich selbst zu ihm komme, wo sich das Weitere dann schon finden wird. Aber — was ich sagen wollte — richtig — kneble den Herrn Grafen, damit er nicht schreien und dadurch die Vor-

übergehenden auf Deine Ladung aufmerksam machen kann, und sollte er sich widersetzen wollen, so bringe ihn durch die Anwendung einiger Liebeshiebe zur Raison. Nur hüte Dich, ihn zu verwunden; denn er soll und muß zu besonderen Zwecken noch weiter leben."

„Ich gebe Euch mein Ehrenwort, daß ich nicht schreien werde," sagte Armand mit Festigkeit, „aber laßt auch die Knebel fort."

„Ich habe nicht nöthig, mich mit Dir in Unterhandlungen einzulassen," erwiederte Carrier verächtlich, „und deshalb wird geschehen, wie ich gesagt habe. Duprez, befolge pünktlich meinen Befehl."

Seine Leute brachten also Stricke herbei, banden ihm damit die Hände auf den Rücken, knebelten ihn und trugen ihn, als er Widerstand leistete, gefesselt in den Wagen. Da setzte sich Duprez zu ihm, und das Fahrzeug rollte mit ihnen die Landstraße entlang.

Carrier las vor dem Wirthshause noch einmal alle die Papiere durch, welche er bei Armand gefunden hatte, vertheilte von dessen Gelde einen Theil unter seine Leute, ließ sich darauf sein Pferd vorführen und begab sich, von ihnen begleitet, in eine in der Nähe befindliche Stadt.

Ermattet von dem vergeblichen Widerstande, den Armand geleistet, als man ihm den Mund knebelte und ihm die Hände und Füße band, war er nicht im Stande, sich zu bewegen, und würde es dieser Erschöpfung aller Kräfte wegen schon nicht vermocht haben, auch wenn man seinen Gliedern jetzt keinen Zwang weiter aufgelegt hätte.

Willenlos mußte er sich vielmehr in den mit Leinwand bespannten Wagen tragen und zwar der Länge nach hineinlegen lassen. Man breitete eine Decke über ihn aus, damit nicht Vorüberfahrende oder Reitende ihn sehen konnten, und einige von den Leuten Carriers begleiteten das Fuhrwerk zu Pferd, welches sich nun langsam auf der Landstraße fortbewegte.

Anfänglich lag Armand von einer Ohnmacht betäubt und darum unempfindlich gegen die Stöße, welche der schlechte Weg ihm verursachte. Unempfindlich für die Schmerzen, welche die Stricke ihm bereiteten, womit er gebunden war, und besonders der Knebel in seinem Munde.

Er vernahm auch kein Wort, das in seiner Umgebung gesprochen wurde, wenn das Fuhrwerk zuweilen still hielt.

Aber endlich, nachdem seine Ohnmacht nachgelassen hatte, hörte er deutlich, daß sein Begleiter, während er den Wagen halten ließ, Vorüberreitende

übergehenden auf Deine Ladung aufmerksam machen kann, und sollte er sich widersetzen wollen, so bringe ihn durch die Anwendung einiger Liebeshiebe zur Raison. Nur hüte Dich, ihn zu verwunden; denn er soll und muß zu besonderen Zwecken noch weiter leben."

„Ich gebe Euch mein Ehrenwort, daß ich nicht schreien werde," sagte Armand mit Festigkeit, „aber laßt auch die Knebel fort."

„Ich habe nicht nöthig, mich mit Dir in Unterhandlungen einzulassen," erwiederte Carrier verächtlich, „und deshalb wird geschehen, wie ich gesagt habe. Duprez, befolge pünktlich meinen Befehl."

Seine Leute brachten also Stricke herbei, banden ihm damit die Hände auf den Rücken, knebelten ihn und trugen ihn, als er Widerstand leistete, gefesselt in den Wagen. Da setzte sich Duprez zu ihm, und das Fahrzeug rollte mit ihnen die Landstraße entlang.

Carrier las vor dem Wirthshause noch einmal alle die Papiere durch, welche er bei Armand gefunden hatte, vertheilte von dessen Gelde einen Theil unter seine Leute, ließ sich darauf sein Pferd vorführen und begab sich, von ihnen begleitet, in eine in der Nähe befindliche Stadt.

Ermattet von dem vergeblichen Widerstande, den Armand geleistet, als man ihm den Mund knebelte und ihm die Hände und Füße band, war er nicht im Stande, sich zu bewegen, und würde es dieser Erschöpfung aller Kräfte wegen schon nicht vermocht haben, auch wenn man seinen Gliedern jetzt keinen Zwang weiter auferlegt hätte.

Willenlos mußte er sich vielmehr in den mit Leinwand bespannten Wagen tragen und zwar der Länge nach hineinlegen lassen. Man breitete eine Decke über ihn aus, damit nicht Vorüberfahrende oder Reitende ihn sehen konnten, und einige von den Leuten Carriers begleiteten das Fuhrwerk zu Pferd, welches sich nun langsam auf der Landstraße fortbewegte.

Anfänglich lag Armand von einer Ohnmacht betäubt und darum unempfindlich gegen die Stöße, welche der schlechte Weg ihm verursachte. Unempfindlich für die Schmerzen, welche die Stricke ihm bereiteten, womit er gebunden war, und besonders der Knebel in seinem Munde.

Er vernahm auch kein Wort, das in seiner Umgebung gesprochen wurde, wenn das Fuhrwerk zuweilen still hielt.

Aber endlich, nachdem seine Ohnmacht nachgelassen hatte, hörte er deutlich, daß sein Begleiter, während er den Wagen halten ließ, Vorüberreitende

übergehenden auf Deine Ladung aufmerksam machen kann, und sollte er sich widersetzen wollen, so bringe ihn durch die Anwendung einiger Liebeshiebe zur Raison. Nur hüte Dich, ihn zu verwunden; denn er soll und muß zu besonderen Zwecken noch weiter leben."

„Ich gebe Euch mein Ehrenwort, daß ich nicht schreien werde," sagte Armand mit Festigkeit, „aber laßt auch die Knebel fort."

„Ich habe nicht nöthig, mich mit Dir in Unterhandlungen einzulassen," erwiederte Carrier verächtlich, „und deshalb wird geschehen, wie ich gesagt habe. Duprez, befolge pünktlich meinen Befehl."

Seine Leute brachten also Stricke herbei, banden ihm damit die Hände auf den Rücken, knebelten ihn und trugen ihn, als er Widerstand leistete, gefesselt in den Wagen. Da setzte sich Duprez zu ihm, und das Fahrzeug rollte mit ihnen die Landstraße entlang.

Carrier las vor dem Wirthshause noch einmal alle die Papiere durch, welche er bei Armand gefunden hatte, vertheilte von dessen Gelde einen Theil unter seine Leute, ließ sich darauf sein Pferd vorführen und begab sich, von ihnen begleitet, in eine in der Nähe befindliche Stadt.

Ermattet von dem vergeblichen Widerstande, den Armand geleistet, als man ihm den Mund knebelte und ihm die Hände und Füße band, war er nicht im Stande, sich zu bewegen, und würde es dieser Erschöpfung aller Kräfte wegen schon nicht vermocht haben, auch wenn man seinen Gliedern jetzt keinen Zwang weiter auf=gelegt hätte.

Willenlos mußte er sich vielmehr in den mit Lein=wand bespannten Wagen tragen und zwar der Länge nach hineinlegen lassen. Man breitete eine Decke über ihn aus, damit nicht Vorüberfahrende oder Reitende ihn sehen konnten, und einige von den Leuten Carriers be=gleiteten das Fuhrwerk zu Pferd, welches sich nun lang=sam auf der Landstraße fortbewegte.

Anfänglich lag Armand von einer Ohnmacht be=täubt und darum unempfindlich gegen die Stöße, welche der schlechte Weg ihm verursachte. Unempfindlich für die Schmerzen, welche die Stricke ihm bereiteten, wo=mit er gebunden war, und besonders der Knebel in seinem Munde.

Er vernahm auch kein Wort, das in seiner Um=gebung gesprochen wurde, wenn das Fuhrwerk zuweilen still hielt.

Aber endlich, nachdem seine Ohnmacht nachgelas=sen hatte, hörte er deutlich, daß sein Begleiter, wäh=rend er den Wagen halten ließ, Vorüberreitende

fragte, wie ihre Sache in Paris stehe, und laut jubelte, als er eine befriedigende Antwort erhielt.

Armand dagegen wollte vor bitterem Schmerze beinahe das Herz brechen, als er die Wendung des Schicksals eines sonst so guten, nur schwachen Königs in Ueberlegung zog.

Den Tag über hatten sie Armand öfter etwas Wein zu trinken und Weißbrod zu essen gegeben, jedoch ohne irgendwo einzukehren, und er hatte davon angenommen, als das Gebot der Natur eine stärkere Macht bei ihm anfing auszuüben, als sein Wille war, und er auch in Ueberlegung zog, daß noch zu seinem Unglücke auch Erkrankung kommen könnte, wenn er bei seinem Vorsatze beharrte, seinen Peinigern keine Labung zu verdanken.

Am Abende, als der Nebel beinahe dieselbe Wirkung, als ob es regnete, hervorbrachte, ward es sehr kalt. Armand zittterte also wie im Fieber und wünschte nur jetzt das Eine, daß sie, endlich an Ort und Stelle angelangt, ihn unter ein Obdach bringen möchten, gleichviel was es für eines wäre.

Endlich hielt, als es schon dunkel geworden war, das Fuhrwerk still, und nach einer Weile hoben ihn seine Begleiter aus dem Wagen.

Sie mußten jetzt ihrer Sache ganz sicher sein, keine Entdeckung ihres Vorhabens befürchten, denn sie

lösten seine Bande und nahmen ihn den Knebel aus dem Munde.

Seiner Schwäche wegen sank er aber in die Knie, und sie mußten ihn darum unterstützen, als er einige Schritte gehen sollte.

Aber dennoch blickte er um sich, um zu erspähen, ob er die Gegend nicht etwa kenne, wo sie sich eben befanden; in einem Walde, der ihm keine freie Aussicht gestattete, die er ohnehin nicht hätte genießen können, weil die Dunkelheit für das Auge sich als undurchdringlich zeigte.

Aber wenigstens konnte er wahrnehmen, daß der Wagen vor einem großen, jedoch schon ziemlich verfallenen Gebäude still hielt, aus dem eben ein Mann trat, der Licht in einer Laterne hatte und fragte:

„Wie steht es, Duprez, bringst Du mir abermals eine neue Last? Und wo habt Ihr denn den Vogel, für dessen Sicherheit ich wieder stehen soll? Von welcher Gattung ist er? Giebt es für seine Beköstigung auch reichlich zu verdienen?“

„Das will ich meinen,“ antwortete der Anführer von den Reitern, welche das Fuhrwerk transportirt hatten; „Du darfst nur fordern, Bürger, und ich bezahle Dir den Betrag voraus.“

„Das ist auch ganz in der Ordnung,“ entgegnete

der Mann mit der Laterne; „aber — wo ist er denn? Ich kann ihn ja nicht wahrnehmen.“

„Er ist in die Knie gesunken,“ lautete die Antwort; „mußte gebunden und geknebelt werden.“

„So,“ versetzte der Bewohner des Hauses; „war also gewiß widerspenstig? Nun, der Aufenthalt in seiner neuen Wohnung wird ihn scho n kirre machen, es sind mir davon Beispiele bekannt. Unterstützt ihn also und bringt ihn hinein.“

Armand konnte sich nach dem, was er vernahm, vorstellen, welcher Art der Ort wäre, wohin man ihn zu bringen gedachte. Aber außer seinem Willen stand ihm kein Mittel zu Gebote, um sich dadurch zu befreien.

Sein Zustand also wurde für ihn ganz verzweiflungsvoll und er verlor darum abermals die Besinnung.

Als er sich wieder erholt hatte, befand er sich schon in seinem Gefängnisse, und es umgab ihn tiefe Dunkelheit; aber er war wenigstens doch nicht mehr gefesselt. Auch hatte man ihm den Knebel aus dem Munde genommen.

Schon den Umstand, daß er sich frei bewegen konnte, betrachtete er als eine ihm von Gott zugekommene Wohlthat und untersuchte nun, um sich fühlend, seine Lagerstätte, auf welche man ihn gelegt hatte.

Sie bestand aus Stroh, welches auf den feuchten Fußboden in reichlicher Menge gebreitet, jedoch frisch

war; weshalb er hoffen durfte, daß es in der ersten Zeit wenigstens nicht feucht würde, wie er die Erde gefunden hatte.

Seine Hände schmerzten ihn sehr, weil man die die Stricke, womit er gebunden gewesen war, äußerst scharf angezogen hatte, weshalb er nicht schlafen konnte, sondern seinen Betrachtungen nachhing, mithin es auch vernahm, als Jemand die Thür seines Kerkers leise öffnete.

Es war der uns schon bekannte Mann, der ihn beköstigen und sorgsam bewachen sollte.

Der Alte brachte ein brennendes Licht in seiner Laterne mit sich und einen Korb, worin sich Lebensmittel befanden; eine Flasche Wein, Braten und Essig, um Armand durch dessen Anwendung zu ermuntern, wenn er sich etwa noch nicht aus seiner Ohnmacht erholt habe.

Obgleich Armand sich gestehen mußte, daß er ein Bedürfniß fühlte, etwas Speise zu genießen, so war es ihm doch noch wichtiger, seinen Aufenthaltsort kennen zu lernen, als der Gefangenwärter erst Licht brachte.

Er sah sich also nach allen Seiten hin um und überzeugte sich, daß er sich an einem ekelhaften Orte

befand; daß allenthalben soviel Ungeziefer war, wie er noch niemals beisammen gesehen hatte.

Er konnte es nicht von sich abwehren und beschwor seinen Wärter, ihm zu diesem Zwecke eine Waffe zu geben; aber der Hartherzige weigerte sich, sein Verlangen zu erfüllen.

Indessen Armand fuhr fort, ihn mit Bitten zu bestürmen, bis er ihm endlich einen Stock versprach, welchen er ihm am folgenden Morgen mitbringen wollte.

Bis dahin konnte Armand kein Auge schließen, und bediente sich, als Nothwaffe eines Stiefels, den er abzog, um damit, soviel es anging, das Ungeziefer zu verjagen.

Als sein Wärter ihm am folgenden Morgen das Frühstück und gleichfalls einen Stock brachte, hatte er einen Säbel umgeschnallt, um sich allenfalls gegen Armands Angriff zu vertheidigen, wie er selbst sagte. Ueberdies war der Wärter groß und stark, er brauchte sich also vor Armand wohl keineswegs zu fürchten. Dieser würde vielmehr jedenfalls den Kürzern gezogen haben, wenn es ihm eingefallen wäre, der Gewalt zu trotzen, welche der Alte anwenden konnte, so bald es ihm beliebte.

Ueberhaupt, zu welchem Zwecke sollte er seine Lage noch verschlechtern wollen, da er einsah, daß er nicht im Stande sei, sich gewaltsam daraus zu befreien,

indem das Gebäude, worin er sich befand, doch gewiß von mehreren Personen bewohnt wurde, die zuversichtlich den Auftrag hatten, ihn zu bewachen und jeden etwaigen Fluchtversuch zu verhindern.

Es blieb ihm also nur übrig sich gegen den Angriff des vielen ihn umgebenden Ungeziefers zu vertheidigen, und das geschah mit dem besten Erfolge; denn, als sein Wärter am nächsten Tag wieder mit Licht zu ihm kam, sah er die Leichen seiner erst ihn so belästigenden, ekelhaften Gesellschaft.

Mit gar keiner Abwechselung seines Geschickes gingen die Tage an ihm vorüber, und er würde den Wechsel derselben nicht gewußt haben, wenn ihm sein Wärter nicht regelmäßig zu einer bestimmten Zeit seine nahrhaften Speisen und jedesmal dazu eine Flasche Wein gebracht hätte.

Seine Lage wäre aber noch gräßlicher geworden, wenn man ihn nicht von dem ihm fürchterlichen Gestank, den das von ihm getödtete Ungeziefer in seinem Kerker verursachte, befreit hätte; was jedoch erst dann geschah, als er sich davon erkrankt gegen seinen Wärter stellte.

Die Gräfin von Saint-Croix hoffte vergebens von ihrem Schwiegersone oder von Armand einen Brief zu

erhalten, und ihre unbefriedigte Sehnsucht zog ihr endlich ein Fieber zu, als sie vernahm, was in Paris vorgegangen war, und ihre Angst um Beide sich täglich vermehrte.

Gabriele theilte ihre Besorgnisse und hatte gleichfalls noch welche um einen Mann, den sie — jetzt ward sie sich dessen deutlich bewußt — den sie liebte trotzdem, daß alle Umstände dagegen stritten.

Mochte sie sich auch noch so oft deswegen Vorwürfe machen, daß sie für Marceaus Leben zitterte, so war es dennoch so; denn es schwebte ja, wie das der Ihrigen, beständig in Gefahr. Sie brachte also keine Minute des Tages mehr ruhig zu, und der Schlaf floh beinahe in jeder Nacht ihr Lager.

Sie sah darum sehr blaß und angegriffen aus, was der Doktor natürlich fand, der sich aber dadurch bewogen fühlte, an einige von seinen früheren Bekannten nach Paris zu schreiben, um durch sie vielleicht eine Nachricht über Herrn von Beaulieu und dessen Sohn zu erhalten.

Allein diese Versuche blieben lange erfolglos; denn einige von seinen ehemaligen Bekannten waren bei den verschiedenen Aufständen geblieben, andere ausgewandert; die meisten aber antworteten aus Bequemlichkeit nicht, oder darum, weil sie ihm keine angenehme Nachricht mitzutheilen hatten.

Der Doktor entschloß sich also dazu, selbst nach

Paris zu reisen, um zu erfahren, ob Herr von Beaulieu und dessen Sohn noch lebte, ob sie etwa verwundet wären und deshalb nicht schreiben könnten, was er glaubte.

Gefahrvoll und mit großer Unbequemlichkeit für den alten Mann verbunden wäre die Ausführung dieses Unternehmens allerdings gewesen, und darum nahm die Gräfin sein Anerbieten nicht an, als er sie damit bekannt machte.

Ueberdies hätte er sie durch seine Entfernung noch ihres einzigen Freundes ihn ihren jetzigen trüben Tagen beraubt, und sich so allein ohne männlichen Rath und Beistand zu befinden, hätte sie nicht ertragen können.

Sie versprach also lieber ruhiger zu werden, und zeigte sich wenigstens so, obgleich immer noch kein Brief von ihren Lieben anlangte, und eben dieser Zwang, den sie sich auflegte, um anders zu scheinen, als ihr in Wahrheit zu Muthe war, zehrte an ihren Kräften. Sie konnte also endlich das Bett nicht mehr verlassen, denn sie fieberte beständig.

Gabriele sann ununterbrochen nach, ob es denn gar kein Mittel gäbe, um ihre Großmutter wirklich zufriedenzustellen, die allenfalls den Doktor, der sie täglich nur kurze Zeit sah, seitdem sie im Bette lag, aber nicht ihre Enkelin über ihren wahren Zustand des Gemüthes täuschen konnte.

Endlich fiel Gabrielen Etwas ein, das, wenn sie es ausführte, wohl ihre Wünsche befriedigen konnte.

Sie durfte ja nur heimlich an Marceau schreiben, und ihn um eine Nachricht über ihre Lieben ersuchen.

Aber, war es rathsam? Konnte sie bei einiger Ueberlegung dieses Mittel anwenden? Und wenn eine Antwort erfolgte, von wem sie erhalten zu haben, sollte sie dann vorgeben?

Sie zog die Sache lange in Betrachtung und bekämpfte die Einwände, welche sich der Ausführung ihres Vorhabens entgegenstellten, bis endlich das Machtgebot ihres Herzens jedes weitere Zaudern von ihr verdrängte.

Deshalb sagte sie noch desselben Tages zu Susannen, der treu erprobten Kammerfrau ihrer Großmutter, daß sie sich entschlossen habe, an einen Bekannten ihres Bruders nach Paris zu schreiben, um Erkundigungen über ihn und über ihren Vater einzuziehen. Jedoch müsse dies heimlich geschehen, um die erhaltene Antwort, wenn sie betrübend laute, der Gräfin behutsamer mittheilen zu können, als durch das Schreiben eines ihnen von Person unbekannten Mannes geschehen würde, weshalb auch dessen Antwort an Susannen zu adressiren ganz nothwendig sei.

Susanne war mit diesem Vorhaben vollkommen einverstanden, und Gabriele richtete also die hier nachfolgenden Zeilen an den Bürgergeneral Marceau.

„Mein Herr!

„Sie würden mich zum größten Danke verpflichten, wenn Sie die Güte hätten, genau nachforschen zu lassen, ob mein Vater, der Gardegeneral von Beaulieu, und dessen Sohn, mein Bruder Armand, sich noch am Leben befinden.

„Da jedoch Ihre Antwort ungünstig für meine Großmutter, die Gräfin von Saint-Croix und mich ausfallen könnte, so ersuche ich Sie höflichst, Ihren Brief an Mademoiselle Susanne Grallac zu adressiren, welche Kammerfrau bei der Gräfin ist.

„Ich wiederhole es, daß Sie mir durch die gefällige Besorgung meines Auftrages einen wichtigen Dienst leisten und auch dann nicht meine Dankbarkeit dafür vermindern würden, wenn Sie mir eine schmerzensreiche Nachricht mitzutheilen hätten.

„Mein Herr, ich habe die Ehre mich zu nennen

Ihre ergebene

„Gabriele von Beaulieu.

„Schloß Saint-Croix
im Departement der Loire.“

Mit einer wahren Seelenangst erwartete Gabriele die Antwort auf ihren Brief, denn das eine an sie kommen würde, glaubte sie gewiß.

Endlich flüsterte Susanne ihr eines Tages zu, daß sie ihr Etwas insgeheim zu sagen habe, und darauf begab sich Gabriele in die Stube dieser Getreuen, um Marceaus Brief zu empfangen.

Sein Inhalt lautete, wie hier folgt:

„Mein Fräulein!"

Diese Anrede überraschte Gabrielen, da sie gehört hatte, daß Alle, die sich zur Volkspartei bekannten, Jeden, auch die vornehmsten Damen nicht ausgenommen, mit Du anredeten, und mit Bürgerin.

Sie schloß, da Marceau diesem Gebrauche nicht folgte, daraus, daß er ihr kein unangenehmes Gefühl durch eine solche Anrede bereiten wollte, wofür sie ihm in ihren Gedanken dankte und weiter las:

„Der mir von Ihnen zugekommene Auftrag hat mich ebenso erfreut, wie beehrt.

„Ich danke Ihnen also verbindlich für das Vertrauen, welches Sie so gütig sind, mir dadurch zu beweisen.

„Ach, könnte ich ihm doch so entsprechen, wie ich es wünsche! Aber leider waren alle meine Bemühungen Etwas über das Leben der theuern Ihrigen zu erfahren, vergebens, und ebenso die meiner Freunde.

„Weder ist Herr von Beaulieu und dessen Sohn in ihrer früheren Stellung von uns angetroffen worden, noch hat irgend Jemand der Personen, die sie Beide

kennen, sie unter den Gefallenen gefunden. Ebenso befinden sie sich in keiner öffentlichen Heilanstalt.

„Aus alledem schließe ich, und meine Freunde sämmtlich sind derselben Meinung, daß Herr von Beaulieu und Ihr Bruder sich noch am Leben befinden müssen.

„Vielleicht haben sie Frankreich verlassen, oder sie halten sich irgendwo im Verborgenen auf, und in beiden Fällen erhalten Sie gewiß von ihnen bald eine Nachricht.

„Unausgesetzt will ich mich bemühen, Etwas davon zu erfahren, worauf ich es Ihnen augenblicklich mittheilen werde.

„Wie glücklich würde sich fühlen, Ihnen einen Dienst leisten zu können, mein Fräulein,

Ihr

„ganz ergebenster Diener.

„Marceau.

„Paris, den . . . . .“

Gabriele hatte den empfangenen Brief erst für sich und dann Susannen vorgelesen, worauf sie hinzufügte:

„Ach, ich theile leider nicht die Hoffnungen dieses Herrn. Mein Vater würde seinen König nicht verlassen haben, so lange dieser sich noch am Leben befindet. Ich muß also eher glauben, daß ich nun auch eine vaterlose Waise bin, und das — ach Susanne, das ist

sehr schmerzhaft, das beugt meinen ganzen Muth tief darnieder, und —“ fuhr sie unter Vergießung vieler Thränen fort: — „würde mein Bruder nicht zu uns geeilt sein, um uns über den Tod meines Vaters zu trösten, wenn dieser nur im Kampfe mit den Rebellen geblieben wäre, oder wenn wir Armands Tod zu beweinen gehabt hätten, mein Vater? Würde nicht einer von ihnen wenigstens geschrieben haben, wenn sie nicht Beide gefallen wären? Nein, sie leben nicht mehr. Im Reiche der Schatten können wir sie nur wiederfinden, dort sind sie bei meiner Mutter.“

Gabriele hatte so lange ihren Schmerz über den Verlust von Vater und Bruder unterdrücken müssen, weil sie sonst durch ihre Klagen den Kummer ihrer Großmutter nur vermehrt hätte. Aber nun sie ihm einen Ausbruch gestattet hatte, drohte er sie zu überwältigen.

Sie sank davon ganz ermattet in einen Sessel, und Susanne bemühte sich, sie zu trösten. Doch dauerte es lange, bevor Gabriele sich zu fassen vermochte, und es kam ihr zu statten, daß die Gräfin gern mit Madame Vernon von ihrer verstorbenen Tochter sprach, weshalb sie Gabrielens Entfernung aus ihrem Zimmer kaum bemerkte und später froh war, daß ihre Enkelin sich einige Stunden auf ein Sopha legen wollte, um zu schlafen; denn wie ungemein blaß sah Gabriele aus, und wer konnte wissen,

ob nicht bald die Todesnachricht von ihrem Vater und Bruder eintraf, an deren Verlust die Gräfin jeden Tag fester glaubte. Und wie, wenn dann Gabriele nicht stark genug war, diese zu ertragen?

Am Morgen hatte sie durch den Doktor erfahren, wie es nun in Paris herging, daß man von allen Seiten an dem Umsturz des Königthums arbeitete, und diese Nachricht vermehrte noch den Kummer ihres Herzens. Indessen sollte es noch ganz anders kommen, und was weiter dort geschah, erfuhr sie durch die Zeitungen, während ihr Freund, als es ihm zu arg kam, über dies Alles kein Wort weiter sprach, dagegen aber so ungewöhnlich übel aussah, daß man es deutlich erkannte, welche Bewegung sein Gemüth zu erleiden hatte.

Eines Abends las die Gräfin die Zeitungen mit großer Aufmerksamkeit, welche sie eben von der Post erhalten hatte, und ließ sich durch den Eintritt des Doktors nicht stören, der sich in eine Fensternische, Gabrielen gegenüber, niedersetzte.

Um die Gräfin beim Lesen nicht zu stören, sprachen Beide nur flüsternd zusammen, als sie plötzlich sagte:

„Hört doch, Ihr Lieben, diesen Artikel an, den die heutige Zeitung bringt:

„Zu welchem Zwecke sich Marceau, der Oberbefehlshaber von der Volkspartei so viele Mühe gab — und damit noch jetzt fortfährt — um zu erkundschaften, ob ein gewisser Beaulieu, der früher General von der Leibwache des Königs war, nebst seinem Sohne, noch am Leben ist, hat man endlich herausgebracht, obgleich er es selbst standhaft läugnet und sogar sehr aufgebracht wird, sobald sich irgend Jemand eine Neckerei darüber erlaubt. Er soll sich nämlich, bevor er nach Paris zurückkehrte, in Saumur bei Gelegenheit eines Balles in die Tochter des Herrn von Beaulieu so sehr verliebt haben, daß er stark mit dem Gedanken umgeht, ihr seine Hand anzubieten, wie sein innigster Freund, Heinrich Mirbelle, als ganz gewiß versichert, der sich darum mit Marceau auf Tod und Leben erzürnt hat. Nun, wenigstens zöge die junge Dame einen Haupttreffer in der großen Lotterie des Lebens, dessen Werth leicht ihre Dutzende von Ahnen aufwöge; denn Marceaus edelmüthiger Charakter ist bekannt.“

Gabriele meinte vor Schrecken ohnmächtig zu werden, als die Gräfin nur erst einige Zeilen gelesen hatte; denn sie befürchtete, daß nun auch die Rede von dem Briefe sein würde, den sie an Marceau geschrieben hatte.

Zum Glück für sie, weil er sonst die Angst ihres Herzens gewiß errathen hätte, sah sie der Doktor nicht an, sondern hörte nur mit steigender Verwunderung, was die Gräfin ihnen vorlas; weshalb er gleichfalls nicht bemerkte, daß sie öfter die Farbe wechselte und wie im Fieber aus Angst bebte.

Erst, als sie sich überzeugt hielt, daß sie keine Entdeckung ihres Geheimnisses zu befürchten brauchte, vermochte sie sich zu fassen und hatte schon ihren Zweck erreicht, nun die Gräfin zu ihr sagte:

„Was meinst Du dazu, liebe Gabriele, die Partie wäre nicht übel. Die Frau eines solchen Repräsentanten des Volkes zu sein, ist heut zu Tage keine Kleinigkeit. Gabriele von Beaulieu, Du kannst es ihm Dank wissen, wenn der Bürger Marceau seine Blicke Dir zugewandt, und wenn Du vor ihm Gnade gefunden hast.“

Die Gräfin hatte das im Tone der Heiterkeit gesagt, durch welche jedoch auch etwas Spott schimmerte, und als Gabriele nicht antwortete, fuhr sie fort:

„Madame Marceau, ei, das klingt gar fein.“

Gabriele mußte sich zwar Zwang auflegen, aber sie that es, um gleichfalls in demselben Tone antworten zu können:

„In der That, das ist ein schöner Name und eine noch mehr wohlklingende Benennung. Aber was

hilft es mir, der gute Mann denkt gewiß nicht daran, mich mit seiner Hand beglücken zu wollen, denn man weiß ja, was man auf Zeitungsnachrichten zu halten hat."

Der Doktor war gar nicht geneigt in einen Scherz einzugehen. Er sagte vielmehr jetzt mit halbem Aerger:

„Ja, ich sollte es meinen, daß ihm der Einfall fern bleiben wird. Aber Etwas ist doch an jeder Sache war. Wenigstens also hat dieser ehrenwerthe Bürgergeneral Sie auf dem Balle in Saumur gesehen. Hat er es denn gewagt, sich Ihnen dort auch zu nähern? Ist er Ihnen aufgefallen?"

„Ach, was reden Sie doch," versetzte die Gräfin ernst und sogar halb verdrüßlich geworden; „wenn es so gewesen wäre, dann hätte Gabriele sicher mit mir am folgenden Morgen über diesen Umstand gesprochen, oder Frau von Callimare hätte seiner erwähnt. Meine Enkelin kann allenfalls sogar mit ihm getanzt haben, weil sie überhaupt die junge Männerwelt in Saumur nicht kannte; doch wer er war, hat sie sicher nicht geahnt, sonst wäre es zuverlässig nicht geschehen. Aber — so rede doch selbst, Gabriele, und gieb mir durch Deine Beistimmung eine Beruhigung."

Gabriele hatte mit ihrem Wissen noch niemals gegen ihre Großmutter eine Unwahrheit ausgesprochen, und es jetzt zu müssen, fiel ihr ganz unbeschreiblich

schwer. Allein sie erkannte die Nothwendigkeit davon, denn sie sah, mit welcher Angst die Gräfin ihre Antwort erwartete, und deshalb nahm sie den Schein von Ruhe an, indem sie sagte:

„Sie haben es verrathen, wie die Sache sich verhält.“

„Gottlob!“ rief die Gräfin mit erleichtertem Herzen aus, was man an ihr wahrnahm. „Und nun wollen wir auch nicht weiter daran denken. Nur das Eine möchte ich gern wissen, ob der Bürger Marceau wirklich auf dem Balle in Saumur gewesen, und wenn es wahr ist, daß er Nachforschungen um Deinen Vater und Bruder gehalten hat, um welcher Ursache willen das geschehen ist.“

„Ich glaube es nicht, daß dieser Zeitungsartikel wahr ist. Aber wenn auch, so hat doch der Mann mit seinen Nachforschungen gewiß keine unlautere Absichten verbunden; denn er ist mir als sehr edel von Charakter von unparteiischen Personen geschildert worden.“

„Wenn er das wäre,“ erwiederte die Gräfin; „so hätte er sich gewiß nicht an die Spitze der Volkspartei gestellt.“

„Ja, die Ansichten und Meinungen der Menschen sind verschieden,“ antwortete der Doktor die Achseln zuckend; „und wer weiß, ob Sie nicht auch anders denken und urtheilen möchten, meine verehrte Freundin; wie es gegenwärtig geschieht, wenn Sie den

Tod Ihres Vaters und die Entehrung ihrer Schwester, die darum wahnsinnig geworden wäre, weil sie ihre Schande nicht zu ertragen vermöchte, der aristokratischen Partei zur Last legen müßten. Erinnern Sie sich nur daran, was ein feststehender Grundsatz Ihres Gemahls war, daß man niemals den Stab über die Handlungen von Personen brechen müsse, die man entweder gar nicht oder nicht ganz genau kenne, weil man nicht zu wissen im Stande wäre, welche Motive sie dazu verleitet hätten."

Die Erinnerung an ihren verstorbenen Gemahl stimmte die Gräfin jederzeit weich; was er gesagt hatte, hielt sie für war und unantastbar. Sie sagte also auch jetzt:

„Es ist gut, daß Sie mich an seinen Grundsatz in Bezug auf den Tadel gegen unsere Nebenmenschen aufmerksam gemacht haben, womit wir allerdings nur gar zu gern freigebig sind. Wir wollen also an die eigene Brust schlagen und ausrufen: Herr vergieb uns, denn wir sind alle arme Sünder, und den Anführer von der Volkspartei weiter nichts Schlechtes nachreden, was wir mit Fug und Recht ja auch nicht können."

Nach diesen Worten gab die Gräfin dem Gespräche eine andere Wendung, worüber Gabriele sehr froh war, und sie benutzte bald eine sich ihr darbietende Gelegenheit, um sich in ihr Zimmer zu entfernen.

Da angelangt, sank sie in einen Sessel, bedeckte sich mit beiden Händen das Gesicht und überließ sich dem Sturme, der ihr Inneres bewegte, und zwar von dem Augenblicke an, wo ihre Großmutter den Zeitungsartikel vorlas, in dem ihr Name genannt wurde.

Ende des ersten Theiles.

Druck der Verlagsbuchdruckerei in Wurzen.